

Vergißeinnicht 1911

9 (1911)

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
N. 9.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlliste oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
September 1911.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariamhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Der Prokurator (in weißer Stulle) mit dem hochw. P. Isenbard Legendecker,
Superior des Missionshauses St. Paul,
in der jetzigen (von der früheren etwas abweichenden) Kleidung der Mariannhiller.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergifmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Warte nur!

Jugendzeit mit deinem Sehnen
Warte nur!
Blumig mag die Au sich dehnen
In des Lenzes hellen Tagen,
Wenn im Hain die Nachtigallen
Und im Feld die Wachteln schlagen,
Warte nur:
Von der Seele kaum erlauft,
Ist die Frühlingsluft verrauscht!

Jugendzeit mit deinen Träumen
Warte nur!
Lieblich mag den Westen säumen
Abendrot mit goldnem Glühen,
Duftig mag am Hag, im Garten
Röslein über Röslein blühen,
Warte nur:
Abendglut versinkt in Nacht,
Und es welkt der Roje Pracht!

Jugendzeit, du sorglos Leben,
Warte nur!
O wie rasch, wie rasch entschweben
All' die Freuden kurz genossen;
Bald verrinnt die letzte Welle,
Und der Born hat sich verschlossen.
Warte nur:
Oh' das Herz daran gedacht,
Ist auch schon das Grab gemacht!

Joh. Erlenburg.

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Auf Verlangen des Königs Garcia von Kongo war um das Jahr 1650 eine dritte Sendung von Missionspriestern aus dem Orden des hl. Franziskus angekommen. Sie stand unter der Leitung des Priesters Giovanni Francisco de Noca, fand aber eine unerwartet schlechte Aufnahme. Bösgenimte Leute hatten es nämlich verstanden, die Kapuziner beim Könige, der ihnen früher so wohlgesinnt war, anzuschwärzen. Man hatte ihm nämlich gesagt, es seien verkappte Kriegersleute und sie gingen darauf aus, gegen ihn einen Aufstand zu erregen, ihn zu entthronen und das Land unter spanische Herrschaft zu bringen.

So töricht und unbegründet das Gerücht auch war, so schenkte ihm der König doch Glauben und ließ deren Gepäc wegnehmen, weil man darin Waffen und Pulver vermutete. Die Kapuziner aber ließ er in ihr Kloster einsperren und bewachen. Sie gerieten auf diese Weise in die größte Not und wären geradezu verhungert, wenn ihnen nicht wohlgesinnte Portugiesen zur Nachtzeit hätten heimlich Speise zukommen lassen. Der König aber kehrte förmlich zum Heidentume zurück, ließ seinen Götzen Altäre errichten und überließ sich in seinem Palaste der schmutzigsten Wollust.

Eine Feuersbrunst, welche den Palast samt den darin aufgehäuften Reichtümern verzehrte, die Vernichtung der Ernte durch ungeheure Heuschreckenschwärme und eine darauffolgende Seuche, welche unbarmherzig Menschen und Tiere hinwegraffte, brachte den König wieder zur Besinnung; denn einige dem Christentum treugebliebene Hofleute stellten ihm vor, diese Plagen seien eine Strafe Gottes wegen seines Abfalles vom Glauben. Er befahl, die Götzenbilder zu zertrümmern, entfernte die heidnischen Priester und söhnte sich mit den Missionären wieder aus. Diese nahmen ihn wieder in den Schoß der Kirche auf und setzten ihm eine goldene Krone auf, die sie für ihn vom hl. Vater in Rom als Geschenk mitgebracht hatten. Hierauf verteilten sie sich in mehrere Provinzen und wirkten daselbst mit großem Erfolge, denn

trotz aller Schwierigkeiten gelang es ihnen allmählich, die hauptsächlichsten Laster unter den Negern: den Götzendienst, die Unzucht, den Aberglauben und die Grausamkeit mehr und mehr zurückzudrängen und den christlichen Tugenden Eingang zu verschaffen.

Leider gab der König zum zweitenmale der Eifersüchtigkeit nach, die Missionäre wollten ihn unter dem Scheine des Christentums um seine Herrschaft bringen. Er begann, sie so rücksichtslos zu verfolgen, daß sie sich entschlossen, sein Gebiet zu verlassen. Im Jahre 1660 starb der unglückselige Fürst in den Armen seiner Götzpriester.

Inzwischen war im Jahre 1654 die vierte Sendung von Kapuziner-Missionären nach dem Kongo abgegangen. Es waren ihrer 14; sie gingen aber nicht an der Mündung des Zaire, sondern in Loanda im Königreich Angola ans Land. Diese Stadt, in welcher sich schon ein Kloster ihres Ordens befand, wollten sie zum Ausgangspunkte ihrer Unternehmungen machen. Auf Wunsch des Superiors und des portugiesischen Statthalters brachen sogleich sechs Missionäre nach dem Innern des Landes auf, um Sprache und Gewohnheiten der Bewohner kennen zu lernen und sich an das Klima zu gewöhnen. An Strapazen und Abenteuern sollte es ihnen dabei nicht fehlen.

Nach einem Marsche von 6 Meilen erreichten sie Tombo, am Ufer des Coanza. Hier lagen mehrere, aus einem ausgehöhlten Baumstamme gezimmerte Kähne, welche sie besteigen mußten. Sie wurden dabei von einer Abteilung bewaffneter Portugiesen begleitet, welche sie gegen das kriegerische Volk der Chissami schützen sollten. In der ersten Nacht schlugen sie ihr Lager in der zerfallenen Festung Tsandra auf, welche die Portugiesen bei der Besitzergreifung des Landes gebaut, später aber wieder verlassen hatten.

Am Abend des zweiten Tages erreichten sie Pinebo. Hier trafen einige Soldaten, welche ans Land gestiegen waren, eine ungeheure Riesenschlange, welche gerade im Begriff war, ein Krokodil zu verschlingen. Sie töteten dieselbe mit ein paar wohlgezielten Flintenschüssen, um

sie zum lederen Abendimbiß zu bereiten; denn ihr Fleisch hat einen köstlichen Geschmack. Man darf jedoch nicht viel davon essen, weil es sehr schwer zu verdauen ist. Die Neger allerdings lachen über diese Vorsicht, denn sie haben Strauhenmagen und verdauen alles.

Vor Pinedo liegt eine Menge kleiner Inseln mit den üppigsten Wiesenflächen, worin sich eine Anzahl seltener Wassertiere, namentlich Flusspferde von außerordentlicher Größe aufhalten. Als sie diese schwer zu passierende Stelle hinter sich hatten, sahen sie den Strom in seiner ganzen majestätischen Breite vor sich, und wurden von den Wällen der Festung Muzima durch dreimalige Lösung der Geschütze begrüßt. Hier hielten sie eine Woche Kast und setzten dann ihre Fahrt nach Mai-

rührt und zeitweilig eine erfrischende Frucht. Die Kur hatte übrigens Erfolg; nach vier Monaten erlangten die Missionäre ihre Gesundheit wieder und kehrten dann nach Loanda zurück.

Hier erfolgte eine abermalige Verteilung des Missionspersonals. Pater Synocintha von Betralla, Superior der Mission, blieb in Loanda zurück, um von dieser Zentralstelle aus für die Bedürfnisse seiner Gefährten sorgen zu können. Antonio Cavazzi von Monte-Cuculli schickte er nach der Provinz Ganghella, den P. Antonio von Gaeta aber nach Matamba ins Lager der Königin Zingha. Diese schwarze Fürstin ist uns bereits bekannt; bevor wir jedoch ihre Rückkehr zum Christentum erzählen, wollen wir in Kürze ihr Vorleben berühren;



Sonntagsgottesdienst im Freien, weil die Kapelle zu klein ist.

zingano fort. Letztere Stadt liegt am Zusammenflusse des Lukula und Coanza, ist der Sitz eines portugiesischen Gouverneurs und das letzte Fort unter den Wasserfällen des Coanza.

Die eifrigen Missionäre begannen hier, sowie in dem zehn Meilen davon entfernten Cambambe mit großem Eifer ihre geistlichen Verrichtungen, allein sie waren als Neulinge das Klima nicht gewohnt; bald waren ihre Kräfte unter dem feuchten heißen Himmelsstrich ganz erschöpft, sodaß alle von einem heftigen Fieber befallen wurden. Als Lagerstätte hatten sie nur ein paar ärmliche Finsenmatten, und von einem europäischen Arzte war weit und breit keine Spur. Sie mußten sich also einheimischen Heilkünstlern überlassen. Diese nun hegten die Ueberzeugung, das Fieber werde sie nicht verlassen, solange nicht das europäische Blut fortgeschafft und durch afrikanisches ersetzt sei. Um dies zu bewerkstelligen, ließen sie den Kranken fortwährend zur Abend, gaben ihnen die stärksten Purgiermittel und erlaubten ihnen als Kost nur etwas Maniokmehl mit Zitronensaft in Milch ge-

zählt doch diese merkwürdige Frau zu den interessantesten Persönlichkeiten von ganz Afrika.

Dem achten Könige von Matamba wurde im Jahre 1582 eine Tochter geboren, der er den Namen Zingha beilegte. Die Wahrsager und Zauberdoctoren, die kurz nach ihrer Geburt gerufen wurden, um ihr künftiges Schicksal zu enthüllen, sahen sie erstaunt an und flüsternten einander zu: „Mamo ao“, welch' furchtbares Ungeheuer wird einst aus diesem Kinde werden!“ Und ihre Vorhersage sollte sich als nur zu wahr bewähren.

Der König ließ diese Tochter mit ungewöhnlicher Sorgfalt erziehen, denn er liebte sie mehr als alle seine Kinder. Sie verriet seltene Anlagen zu einer großen Fürstin, denn sie war ungewöhnlich groß und stark, voll Mut und Energie und befundete dabei einen lebhaften Verstand und seltenen Scharfsinn. Ihre Amme und Hofmeisterin, eine der eifrigsten Götzendienerin des Landes, lehrte sie alle bösen Künste. Zingha wurde grausam und blutdürstig und gebar frühzeitig einen Sohn, der die Ursache großen Unheils wurde.

Nach dem Tode des Königs bemächtigte sich nämlich Golambandi, der Zinghas Bruder, der Regierung. Sein Plan war vor allem, einen Teil des Reiches, den die Portugiesen seinem Vater entrissen hatten, wieder zu erobern. Um jedoch bei Ausführung seiner Pläne von keinem Nebenbuhler gestört zu werden, glaubte er sich seines Neffen, des Sohnes Zinghas, entledigen zu müssen und ließ ihn daher in einem warmen Bade erstickten.

Diese Tat konnte ihm Zingha nie mehr verzeihen. Sie schwur, daß sie auf Rache sinnen werde bis zum letzten Atemzuge. Seit dieser Zeit waren die beiden Geschwister gegen einander äußerst mißtrauisch und suchten sich gegenseitig zu überlisten und zu verderben. Zingha bemühte sich zuerst, einen Aufruhr gegen den König anzufachen. Dieser aber entdeckte die Verschwörung schon bei ihrem Beginn und bestrafte die Mitschuldigen mit furchtbarer Grausamkeit. Zingha aber hielt es für ratsam, sich zu ihrer Sicherheit in eine entfernte Provinz zurückzuziehen.

Jetzt glaubte Golambandi gewonnenes Spiel zu haben und erklärte den Portugiesen den Krieg; allein sein Heer wurde schon in der ersten Schlacht fast gänzlich aufgerieben, und er selbst entkam nur durch die schnellste Flucht. Seine Gemahlin aber, sowie seine zwei Schwestern Cambi und Jungi fielen in die Hände des Feindes. — Golambandi war ratlos; er befürchtete den Verlust seines ganzen Reiches, und schickte daher in seiner Not einen Boten an seine Schwester Zingha. Er versprach ihr, sie in Zukunft als seine Königin und Gebieterin anzusehen, nur möge sie die Güte haben, in seinem Namen nach Loanda zu gehen, um beim portugiesischen Statthalter Johann Correa de Souza einen vorteilhaften Frieden zu vermitteln.

Zingha nahm den Vorschlag bereitwilligst an und söhnte sich scheinbar mit ihrem Bruder wieder aus. Im geheimen aber freute sie sich, daß der Tag der Rache, nach dem sie sich so heiß gesehnt hatte, plötzlich so überraschend schnell und unvermutet gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Primizfeier in Mariannahill.

Am 19. März l. J. gab es in unserer neuen St. Josephskirche ein großes, freudiges Doppelfest: Das Fest des Kirchenpatrones, und die Feier der ersten hl. Messe unseres Hochw. P. Marzelli. Tausend Hände regten sich, diesen Tag zu einem hochfesttäglichen zu gestalten. Vor allem galt es, der Kirche den gebührenden Schmuck zu verleihen. Eine schöne Statue des hl. Joseph wurde hoch über dem Altar aufgestellt, der Hochaltar selbst kunstreich geschmückt, das Presbyterium mit Teppichen belegt und das Portal mit Girlanden und frischem Grün prächtig geziert. Paramente, Alben, Chorröcke usw. entlehnte man aus unserer Stiftskirche. Die ganze Feier war vom denkbar schönsten Wetter begleitet.

Um 10 Uhr sollte die Festfeier beginnen, aber schon lange vorher kamen unsere Christen und Katechumenen von nah und fern zum Gotteshause. Nach Schluß des Gottesdienstes in der Stiftskirche zogen unsere Priester, Aleriker und Brüder gruppenweise zu St. Joseph hinauf. Der Schwesternkonvent hatte sich gleichfalls rechtzeitig eingefunden. Die letzten Vorbereitungen waren getroffen. Auf dem Chore standen die Sänger mit der Musikkapelle bereit. Die Knabenschule (250 an der

Zahl) hatte vor dem neuen Schulgebäude Aufstellung genommen. Weiß gekleidete Mädchen mit Lilien in der Hand, zogen heran, ebenso die Chorknaben in ihren roten Röcken. Auch die höhere Assistenz hatte sich eingefunden, in ihrer Mitte der Ehrw. Vater Abt und R. P. Marzelli, der Primiziant.

Auf ein Zeichen des Zeremonienmeisters setzte sich der Festzug unter dem Geläute aller Glocken in Bewegung. Ein größerer Bursche mit unserem Stiftskreuz eröffnete den Zug und hinter ihm schritten zwei Fahnenträger. Die Schule schloß sich an und in ihrer Mitte wurde die von den Schwestern schön gestickte Fahne des hl. Joseph getragen. Hierauf kamen die Chorknaben und weißgekleidete Mädchen, endlich die priesterliche Assistenz. Hinter ihnen schritten drei kleine Mädchen, das eine in der Mitte, die Primizkerze in der Hand, die beiden anderen einen Kelch und eine Krone auf Köpfen tragend. Endlich folgte der Hochw. Primiziant, zu seiner Rechten der Ehrw. Vater Abt, zu seiner Linken der Archidiacon. Als die Prozession in die Kirche trat, verstummte das Glockengeläute, und die Musik setzte ein. Knaben und Mädchen begaben sich an ihre Plätze. Die Assistenz hielt vor dem Hochaltar still zu einer kurzen Adoration und schritt hernach zur Sakristei, um die Paramente anzulegen. Bald darauf begann das Hochamt. Demütig bekannte sich der neue Priester vor Gottes Majestät als armen Sünder und flehte Sein Erbarmen an. Feierlich erklang dann von seinen Lippen das Gloria in excelsis Deo. Ja, aus dem Munde eines neuen Priesters ertönte das Lob des Herrn; aus seinem priesterlichen Munde soll noch lange (ad multos annos) das Lob des Herrn, das Wort des Herrn, der Segen des Herrn erklingen! Epistel und Evangelium waren gesungen und die ganze Assistenz begab sich nach ihren Sitzen. Denn schon war der Festprediger auf der Kanzel erschienen und hatte sich stille den Segen des Herrn erfleht, um Sein Wort würdig zu verkünden. Die Predigt wurde in der Sprache der Eingeborenen gehalten und dauerte fast eine volle Stunde. Der Grundgedanke des Festvortrages war in zwei Hauptteilen wiedergegeben, die zum Inhalt hatten: das Hohepriesteramt Jesu Christi — das Priesteramt des Neugeweihten.

Den Schluß der Festrede bildete eine feierliche Ansprache an den Primizianten und enthielt zwei herrliche Gedanken: der Prediger zeigte dem neugeweihten Priester den Weg, den Christus gegangen, den Weg des Kreuzes: es ist der Weg des Priesters! Er zeigte ihm aber auch die Vollgewalt seines Priesteramtes und mahnt ihn, sich aller zu erinnern, die ihm nach Gottes Willen lieb und teuer sind und sein müssen. Er gedenke und schließe ein in sein priesterliches Gebet und in sein Opfer, heute und jeden Morgen am Altare, die Angehörigen seiner Familie, seine große geistliche Familie, die Doppelgemeinde von Mariannahill, die ganze Mission und das Volk, das seiner besonderen priesterlichen Tätigkeit anvertraut werden wird. —

Das Hochamt nahm seinen weiteren Fortgang bis zum erhebenden Augenblicke der Konsekration. In lautloser Stille lag das Volk auf den Knien; der Chor war verstummt. Auf das Nachwort des neuen Priesters stieg Jesus auf den Altar herab und wir alle beteten Ihn demütig an. Der feierliche Pax wurde gegeben, das Zeichen der Liebe und Versöhnung, die Christus auf die Erde gebracht. Liebe und Versöhnung, die der neugeweihte Priester seinem Volke in Zukunft vermitteln soll. In der hl. Kommunion speiste er sich das erste Mal selbst mit dem Fleisch und Blute des Gottmenschen

Jesus Christus. Das hl. Opfer ging zu Ende und es wurde den Gläubigen eine längere Pause gegeben.

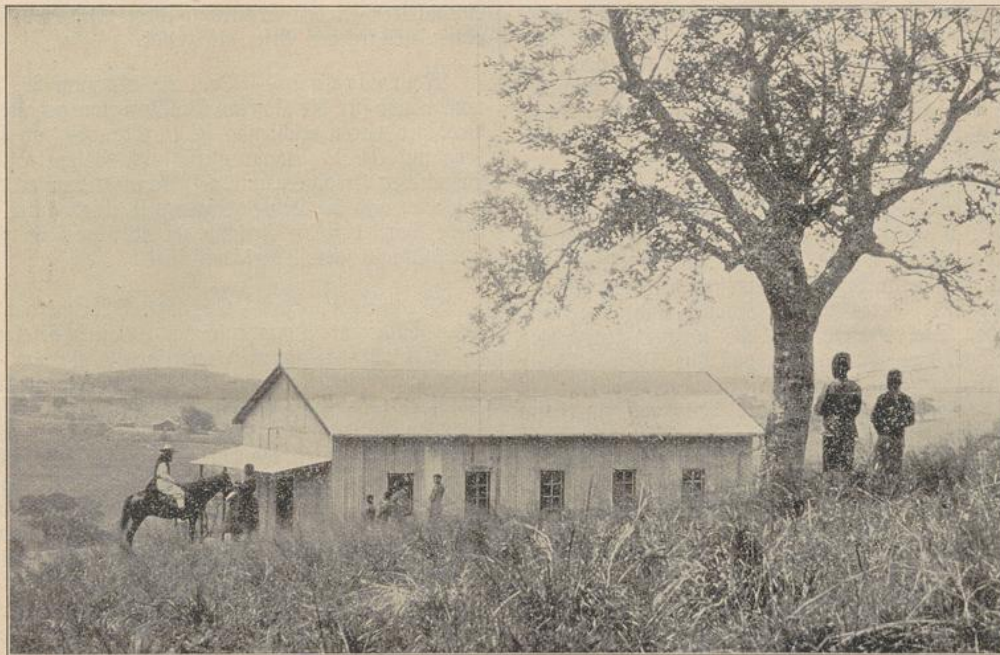
Nach derselben war feierlicher Segen und der Chor brachte einige schöne Gefänge zum Vortrag. Als der Primiziant die Monstranz in seinen Händen hielt, da war es nicht er, sondern Christus, der ihn selbst und alle Priester, die religiöse Gemeinde, Sein Volk und Seine Kinder segnete. Während die Assistenten den neugeweihten Priester auf dem Rückweg zur Sakristei das Geleite gab, sang der Chor, und mit ihm das Volk in seiner Muttersprache, das große Danklied: Te Deum Laudamus!

Ein kleines Festmahl vereinigte diejenigen, welche an der Feier mitgewirkt hatten, in der neuen Schule, wozu auch einige Gäste geladen waren, u. a. der Haus-

deutend zugenommen, und ist von ihrem Wirken hier noch viel Gutes zu erhoffen.

Am 17. und 27. Oktober 1910 harte Arbeit! An diesen beiden Tagen zogen unsere jungen schwarzen Leute aus nach Nufapi, um Holz und Blech dort zu holen, das, wohl mehr als 100 Zentner an Gewicht, dort aufgestapelt lag. Infolge des Ausbruches der Viehkrankheit gingen die Ochsen zu grunde und wir entschlossen uns zu diesem eigenartigen Transportmittel.

So zogen am 17. Oktober unter der Führung des Br. Regidius ein Trupp Burschen ab, am 18. ein Trupp Mädchen unter der Leitung von zwei zuverlässigen Männern. Es waren zusammen wohl über 150 Leute, hart die Tour, die sie unternahmen, groß das Opfer, das sie brachten. Manche marschierten mit ihrer Last die



Schule der Missionsstation St. Bernhard.

doktor von Mariannhill, Dr. Knight. Der letztere sprach am Schlusse des Males einige treffende Worte und endete mit einem Hoch auf unsern Primizianten.

Möge dem neugeweihten Priester eine recht gesegnete Wirksamkeit in unserer Mission beschieden sein, und möge uns die göttliche Vorsehung noch recht viele fromme und seeleneifrige Priester zusenden! Denn die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige.

P. Gerard Schwegkart

Triashill.

Am 5. Oktober kamen die längst erwarteten Schwestern hier an: Schw. Agatha als Oberin, Schw. Olympia zum Nähen, Schw. Maximina für die Küche, Schw. Polykarpia für Garten und Feldarbeit. Eine 5. Schwester, Dulcissima, kam mit der Generaloberin, Mutter Paula, am 17. Dezember hier an, welche letztere auf ihrer Rückreise nach Europa begriffen, die Häuser der Schwestern vom kostbaren Blute in Mashonaland und in Deutsch-Südafrika visitierte. Durch die Mitarbeit der hiesigen Schwestern hat die Station an Leistungsfähigkeit be-

ganze Nacht hindurch und gönnten sich unterwegs keine Stärkung, keine Rast. Sie trachteten, der Sonnenhitze des Tages möglichst zu entrinnen und ihr Ziel so schnell als möglich zu erreichen. Andere machten es langsamer, nahmen sich Zeit zur Labung und Ruhe und kamen einen Tag später nach Hause. Die nächsten Tage gab es viele geschwollene Füße und manch schwankenden, müden Schritt. Es kam auch vor, daß ein Mädchen für die ganze Dauer des Weges seiner Last nicht gewachsen war und tränenden Auges dieselbe ins Gras werfen und leer zurückkehren mußte. Ein zweites Mal, am 27. Oktober, zogen weit über 100 Burschen nach Nufapi hinab. Auf solche Weise war es uns möglich geworden, die Bedachung der Ställe vorzunehmen und die Bauten zu vollenden. Neben der Verköstigung erhielten die Einzelnen für das Tragen des Lasten über oder unter 1 Schilling, je nach dem Gewichte, welches mehr oder weniger als 50 Pfg. betrug. Statt des Geldes ließen sich die meisten der jungen Leuten Bücher, besonders Katechismen geben. Das Holz bestand aus dicken, schmalen Brettern zum Gebälke, das Blech war sogenanntes Wellblech zum Decken des Daches. Die Lasten wurden meist auf dem

Köpfe getragen unter einem kleinen Kranze aus weicher Baumrinde als Polster. Bei dieser Gelegenheit haben sich besonders die Außenstationen St. Kaffian und St. Bonifaz durch treue Mitwirkung ausgezeichnet. Nach dem zweiten Gange meinten unsere Kostschüler nicht ohne Bangen: jetzt wird's wohl genug sein, jetzt werden wir nicht mehr gehen brauchen!

Unsere Tagesschüler hatten Ferien, da kam unerwartet am 20. Oktober der Schulinspektor von Salisbury hier an, um tags darauf Prüfung zu halten. Diese Meldung mußte durch unsere Burschen auf der Station rings in den Kraals bekannt gegeben werden, und zwar mit dem Erfolge, daß die Prüfung zum erstenmale hier stattfinden konnte. Und dies sehr eingehend! Wenn auch manches ausgestellt werden mußte — hatten wir ja doch für diese vielen Schüler nur eine einzige weiße Lehrkraft (Br. Aegidius) und nicht einmal ein eigenes Schulgebäude, indem das Schiff der Kapelle den nötigen Lehrraum abgeben mußte — so erhielten wir doch kurz nachher die Mitteilung, daß unsere Boarding- und Tagesschule den Regierungsgrant erhalten würden. Ein größeres Schulkloster ist eben im Bau begriffen, das Br. Zacharias mit unsern Jünglingen herstellen wird.

Am 2. Dezember kam ein Knabe von Rusapi mit der Meldung, Br. Glavian sei nicht wohl und komme erst morgen. Ich ahnte dabei nichts Schlimmes, da ja der Bruder bei seinen vielen Arbeiten öfters einen Tag später zu uns heraufkam als gewöhnlich. Am gleichen Tage aber meldete ein zweiter Knabe, man möge dem Bruder den Esel schicken, und das machte mich etwas stutzig. Doch niemand glaubte, daß Br. Glavian schwer erkrankt sei, da er ja kein Wort davon melden ließ.

So benutzte noch Br. Aegidius, der gerade zu einem Schwerkranken abgerufen wurde, den Esel, der erst andern Tages in aller Frühe nach St. Barbara abging. Indes Br. Glavian konnte mit dem Esel nur die Hälfte des Weges zurücklegen; die übrige Strecke mußte er sich von mehreren Burschen tragen lassen. So kam er denn äußerst geschwächt hier an und versetzte uns alle in großen Schrecken. Br. Aegidius und Schw. Oberin pflegten ihn mit großer Aufopferung. Der kranke Bruder hatte schon seit einigen Tagen viel Blut verloren, er litt an Dysenterie. Da wir das Schlimmste befürchteten, erhielt er am Feste der hl. Barbara die hl. Sterbsakramente. In den folgenden Tagen wurde er zwar etwas besser, doch nicht wesentlich, und deshalb dachten wir daran, ihn nach Salisbury ins Hospital zu schicken. Schon war der Tag der Abreise gekommen; da fühlte sich Br. Glavian so wohl, daß er bat, ihn hier zu lassen. Desungeachtet ließ man den Distriktsarzt, der im Hotel von Rusapi logiert, kommen, damit er für die weitere Behandlung des genesenden Kranken die nötigen Anweisungen gebe. Der Arzt verordnete sogleich strenge Diät, absolute Ruhe und verschrieb ihm auch Medizin. Seit dieser Zeit geht es mit der Genesung des Bruders besser voran. Schon seit mehreren Tagen geht er viel im Freien umher und erholt sich rasch. Als der Arzt den Bruder besuchte, litt auch Br. Zacharias an ähnlichem starken Blutverlust. Nach kurzer Untersuchung erklärte der Mann der Wissenschaft, der zweite Bruder habe die gleiche Krankheit. Gott Dank! Bruder Zacharias ist bereits wieder hergestellt und arbeitet seit einiger Zeit wie zuvor.

P. Adalbero.

Kleine Missionsnachrichten.

Clairvaux. — Am 8. März sind die PP. Angelicus und Emanuel unter großen und lebensgefähr-

lichen Strapazen über den Umkomazi in Clairvaux eingetroffen und zwar ganz durchnäßt und erschöpft. Am darauffolgenden Tage war ein gewaltiger Landregen: trotz alledem wurde am genannten Tage die hl. Mission begonnen. Tags darauf schien es aber rein unmöglich, die Übungen fortzusetzen infolge eines neuen heftigen Regens, und so fanden die hl. Exerzitien ihren weiteren Verlauf erst vom 11.—14. März morgens. Trotz der anhaltenden Schauer und des hohen Wasserstandes haben Missionäre und Volk treu und redlich ihre Pflicht getan. Täglich mußten die Christen unter Lebensgefahr zwei Flüsse passieren, um zur Kirche zu kommen; aber sie taten es aus Liebe zu Gott und zu ihrer eigenen unsterblichen Seele. Die hl. Exerzitien waren mit bestem Erfolge gekrönt, was sich nicht bloß während derselben, sondern auch nach denselben zeigte. Sämtliche Christen entwickelten in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten einen viel regeren Eifer als zuvor.

Mariatrost. — Vom 22. bis zum 26. Februar wurde hier für die Kaffern Volksmission gehalten. Als Prediger waren erschienen R. P. Maurus von Himmelsberg und R. P. Bonaventura von Maria Hilf. Der Besuch der Predigten und geistlichen Übungen war sehr zahlreich und die Leute zeigten alle einen guten Willen. Gebe Gott, daß die Früchte der Mission sehr viele sind und nicht so schnell verschwinden!

St. Bernard. — Der letzte Februar hat bei uns unter Blitz und Donner seinen Abschied gefeiert. Am 5½ Uhr abends zogen gewaltige Nebel von unserm Inhlazuka-Berge daher. Um 7 Uhr floß der Regen in Strömen mit Blitz und Donnergekrach. Da ich erst spät nach Hause gekommen war, konnte ich nicht vor 8 Uhr mein Abendessen einnehmen. Meine Gedanken schweiften Jahrzehnte zurück, wo bekanntlich die liebe Jugend um diese Zeit im Karneval auf dem Tanzboden, auf dem Maskenball und hinter dem Bierglas zu finden ist. Doch horch und siehe! Da tracht ein Doppelblitz. Ich dachte nichts Arges, ließ aber Messer und Gabel, Schüssel und Löffel stehen und eilte in die Kirche, um zu beten. Die Tür war verschlossen, aber ich hörte die lauten Stimmen der Kinder, die drinnen den Rosenkranz beteten. . . nein! nicht einen sondern drei hatten sie schon gebetet, und noch alle möglichen Gebete dazu! Ich selbst betete und hielt eine stille Betrachtung, während draußen der Donner von der 700 Fuß hohen Felsenwand des Inhlazuka zurückprallend, die Luft erschütterte.

Da zupfte mich jemand an der Achsel mit dem Schreckensrufe: „Feuer, es brennt! es hat eingeschlagen!“ Ich renne hinaus und sehe das Badehaus in Flammen. Nun ging es an's Löschen. Wir hatten schwere Arbeit, denn es war stockfinstere Nacht, und wir hatten weder eine Laterne, noch eine Leiter, weder Eimer noch Hacken. Doch endlich war, wie wir glaubten, das Feuer gelöscht und gingen zur Ruhe.

Am 2½ Uhr weckt mich der Hund durch ein gewaltiges Bellen. Ich stehe auf und sehe das gleiche Haus abermals in Flammen. Nun holte ich die Brüder und die erwachsenen Kaffernjungen, mit deren Hilfe wir den Dachstuhl herunterrissen und so weiterem Schaden vorbeugten. Wir konnten Gott danken, daß wir noch verhältnismäßig gnädig davongekommen.

P. Sotanus.

Hiobsposten aus Keilands.

In letzter Zeit haben wir hier in Keilands so manche trübe Erfahrung gemacht. Zuerst kam der neue Schafinspektor und zeigte uns an, daß unsere Schafe und Ziegen mit „Scab“ behaftet seien. Dasselbe Kompliment machte er auch den Kaffern unserer Umgebung. Unser P. Superior fragte vor einem Jahre den früheren Inspektor, wie denn „Scab“ eigentlich ausschaue; er möge ihm doch einmal ein damit behaftetes Schaf zeigen. Der sach- und fachkundige Mann erwiderte ihm darauf, die Schafe von Keilands hätten noch nie „Scab“ gehabt. — Und jetzt ist auf einmal das ganze Land voll davon! Die Kaffern, die zur Anzeige gebracht wurden, behaupteten fest und steif, es sei diese Krankheit nicht, sondern es handle sich um eine Art ganz kleiner Feden, die vom Inspektor irrtümlicherweise für „Scab“ angesehen wurden. Der letztere aber behielt seine Behaup-

aus, so ist es doch sicher, daß nach dem nächsten Regen das Land wieder voll davon ist. Unsere Brüder und Schwestern haben wahrhaftig viel andere Arbeit und können nicht den ganzen Tag auf dem Feld hacken, und unsere Kaffern lassen leider die Hälfte des wilden Gewächses stehen, wenn sie sich allein überlassen sind. Glücklicherweise hat der Inspektor Vernunft und drückt ein Auge zu, sonst wären wir schon des öfteren um 100 bis 200 Mark leichter geworden. Bis jetzt war er still, aber lieb ist uns diese Angelegenheit gerade auch nicht.
P. Albert Schweiger.

Leben und Treiben meines kleinen europäischen Freundes.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Ezenstochau. — Wie, hat Schwester Engelberta von Europa her einen Freund bekommen? Gewiß, schon



Im Garten von Mariannhill.

tung aufrecht. Der Weg nach Keilands ist für die weißen Herren mit zuviel Schwierigkeiten verbunden, um die Sache gründlich zu untersuchen, und so wurden die Farmer einfach mit 30 Mark bestraft, die Kaffern freigesprochen. Es ging eigentlich noch gnädig ab, denn nach dem Gesetze ist eine Strafe von 200 Mark und darüber daraufgesetzt. Wir haben jetzt einen Bericht dem Inspektor zugesandt des Inhaltes, daß unsere Schafe und Ziegen „Scab“ haben und wir dieselben dippen. So sind wir in Zukunft vor Strafe sicher; denn nicht nur die Krankheit selbst, sondern die bloße Unterlassung der Anzeige an maßgebender Stelle zieht die Strafe nach sich.

Eine weitere allerliebste Erfahrung wurde uns zuteil durch den Besuch des Inspektors der „amatshungu namakafakafa“, zwei Arten von Disteln, die hierzulande laut Gesetzesvorschrift überall ausgerottet werden müssen. Nun ist aber Keiland das gelobte Land, das von Disteln und Dornen und Steinen zwar nicht fliegt, wohl aber froßt! Rottet man auch die Disteln

vor ein paar Monaten; er weißt jetzt hier im afrikanischen Ezenstochau, ist mein beständiger Begleiter und hat im Sinne, den geehrten Lesern und Leserinnen des „Ver-gißmeinnicht“ recht viel Schönes und Interessantes aus dem schwarzen Erdteil zu berichten. Er ist ein gar lieber, guter Junge, und hat mir schon viel Spaß gemacht; sicherlich werden auch unsere Leser an ihm in Bälde ihre helle Freude haben.

Seine Geburtsstadt ist das schöne, große Wien; er ist also mein nächster Landsmann und Oesterreicher durch und durch. Wie kam er denn hieher nach Afrika? Ganz einfach: Eine junge Dame aus Wien brachte ihn zur Bahn, gab ihm da eine Menge Grüße nach unserm schönen Ezenstochau auf und überließ ihn dann seinem Schicksal, sodaß er die weite Reise übers große Weltmeer ganz allein zurücklegen mußte. Es ging ihm übrigens gut, die gefürchtete Seefrankheit focht ihn nicht im geringsten an, in wenigen Wochen war er in Mariannhill und ein paar Tage später lag er frisch und wohlhalten in meinen Armen.

Die ganze Schwesterngemeinde war höchlichst erstaunt, daß der kleine, schwache Dicht die weite, gefährliche Reise so gut ausgehalten hatte; noch mehr bewunderten ihn unsere schwarzen Kleinen, die gar nicht satt wurden, ihn von allen Seiten zu besehen; aber auch er spielte keineswegs den Spröden, sondern war gleich überall daheim und mußte sich gleich ganz Egenstochau und alles, was drum und dran ist, gehörig begucken. Sei, da strahlte und glänzte sein großes, wundervolles Auge — er hat nämlich nur eines — und kurz darauf machte er sich anheischig, alles fein sauber, schön und naturgetreu zu zeichnen und abzumalen.

Nur schade, daß ich ihm wegen meiner vielen Arbeiten in der Schule und Mission nicht so viel Zeit widmen kann, als ich gerne wollte. Da muß er nun freilich manche lange Stunde traurig im Eckchen stehen, bis ich endlich wieder Zeit finde, ihn ein wenig spazieren zu führen. Wie die meiste Wienerkindel ist er eben ein wenig vergnügungsfüchtig. Dazu steckt ein seltenes Malertalent so fest und tief in ihm, daß er alles in seiner Zeichenmappe vereinigen will.

Das afrikanische Klima hat er bis jetzt ganz gut ertragen. Nur einmal kam ihn ein heftiger Windstoß in die Quere, ich selbst war auch nicht schnell genug zurhand, um ihm die Hand zu reichen; so kam er kläglich zu Fall und trug eine leichte Beschädigung am Brustbein davon. Zum Glück blieb sein großes, schönes Auge unversehrt. Ach hätte er dieses verloren, so wäre mein armer, kleiner Freund zeitlebens blind gewesen und ich hätte rein gar nichts mehr mit ihm anfangen können. Vor Wind und Wetter muß ich ihn daher schon recht vorsichtig schützen; zumal, da er schwach auf den Füßen ist und beim kleinsten Stoß sofort das Gleichgewicht verliert.

Ich finde den guten Jungen auch recht selbstlos. Er hat sich nämlich anheischig gemacht, die Aufsätze, die ich

fürs „Vergißmeinnicht“ schreibe, mit hübschen kleinen Bildchen auszustaffieren, und zwar unentgeltlich, bloß um mir und den „Vergißmeinnicht“-Lesern eine rechte Freude zu bereiten. Allerdings fallen seine Bilder nicht immer so schön aus, wie er es gern wollte, allein, da müssen wir gegen ihn schon gnädige Rücksicht üben, denn er ist eben noch jung, und ich selber habe, offen gestanden,



Schulkinder von Camana in Keilands.



Zwei Gingoos (Keilands).

ihm auch schon ins Handwerk gepfuscht und bin ihm hinderlich in den Weg gekommen. Doch zuletzt haben wir uns doch recht gut verstanden.

Einmal erlebte ich einen Hauptspaß mit ihm, den ich unseren geehrten Lesern doch auch erzählen muß: Es war in den ersten Wochen seines Hierseins. Wir standen zusammen im Schatten eines Baumes und bewunderten eine Gruppe schlanker Zypressen, die in kurzer Entfernung von uns mit ihren vollen, dunkelgrünen Zweigen zum Himmel ragten. Da nahten plötzlich mehrere heidnische Frauen und Kinder, klopfen bescheiden an der Tür des Nähzimmers unserer Schwestern und baten um einige alte Kleider; denn zwei der mitgebrachten Mädchen wollten, vom Strahl der Gnade berührt, ihren heidnischen Schmuck ablegen und sich nach Sitte unserer christlicher Schulkinder kleiden. Als Ersatz boten sie ein Körbchen voll Eier und Amabele (Kaffernkorn) an. Wer konnte unter solchen Umständen die harmlose Bitte abschlagen? Schwester Josephine beeilte sich daher, ein paar abgetragene Hemdchen und Kleider hervorzuholen, um sie den mit Spannung darauf wartenden Mädchen einzuhandigen. Nach wenigen Minuten kam sie zurück und wurde sofort von den glücklichen Frauen und Mädchen jubelnd umringt.

„Das ist ein schönes Bild,“ flüsterte mir mein Freundchen ins Ohr, „so was habe ich noch nie gesehen! Das muß ich sofort abzeichnen!“ Ich stimmte ihm bei, warf ein großes, schwarzes Tuch über seinen Kopf, denn

das muß er haben, wenn er etwas richtig abzeichnen oder, ohne Bild gesprochen, photographieren will. Denn unsere freundlichen Leser werden schon längst erraten haben, daß unser „Freund“ nichts anderes ist, als ein kleiner photographischer Apparat.

Doch ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Entsetzt schaute nämlich eines der beiden Mädchen auf das große, funkelnde Auge, das unter dem schwarzen Tuch gerade auf sie gerichtet war. Das arme Kind begann am ganzen Körper zu beben und zu zittern — all' meine Beschwichtigungsversuche waren umsonst — es krümmte sich förmlich vor Furcht und die großen schwarzen Augen traten ihm fast aus den Höhlen. „Ach“, rief es aus, „schon fühle ich die Macht dieses Zauberkraftens in meinen Füßen!“ Sprach's und warf sich platt auf den Boden, um dann mühsam auf die Seite zu kriechen, denn der gewaltige Schrecken, der in seine Glieder gefahren, lähmte buchstäblich jede Bewegung. Auch die übrigen Schwarzen konnte ich nur mit Mühe zurückhalten. Begreiflich, daß insolge dessen unser Bild an Klarheit der Umrisse zu wünschen übrig läßt. Das vom einen Mädchen im Stich gelassene Kleid hängt wie ein herrenloses Gut an der Steinmauer, und Schwester Josephine hat ordentliche Mühe, dem zweiten, sich ängstlich sträubenden Kaffernmädchen ein Hemdchen anzuziehen. Einige Schuld trifft auch uns selbst, denn ich weiß nicht, wer mehr wackelte, mein schwachfüßiger kleiner Freund oder ich selbst vor lauter Lachen.

Ein zweitesmal wählten wir eine dankbarere Gruppe, nämlich die schmutze Lourdesgrotte bei unserer Tagesschule, von der wir unsern lieben Lesern schon wiederholt erzählten, nebst einigen darum gruppierten Kindern. Und weil unsere Leser schon so oft den Wunsch ausgesprochen, die Schwester Engelberta, die so viel von dem schönen Czestochau zu erzählen weiß, auch einmal im Bild zu sehen, so übergab ich im letzten Augenblick den Apparat anderen kundigen Händen und stellte mich in meiner ganzen Länge neben meine lieben schwarzen Kleinen, sodaß nun der

nachlässige Beschauer alle in schönem Verein beisammen findet: die Artikelschreiberin, die schwarze Bernardette (unmittelbar nebenan, im weißen Kleid), die kleine Ludovika und Philomena, Thilde (im weißen Kleidchen), und endlich August und Thella, die Kinder schwarzer christlicher Eltern. Die Grotte selbst ist mit Rosen und Lilien geschmückt, rings herum stehen Schatten spendende Shringabäume, und im Hintergrunde sieht man einige Häuser unseres Christendorfes.



Eine schwierige Einkleidung.

Habe inzwischen schon allerlei Versuche mit meinem kleinen Freunde angestellt, bald mit größerem, bald mit geringerem Glück. Der heutigen Nummer des „Vergißmichnicht“ will ich von den gewonnenen Bildern nur noch eines beifügen. Es ist die Illustration des bekannten Kirchenliedes:

„O du liebes Jesukind,
Laß dich vielmals grüßen,
All' die Kinder, die hier sind,
Fallen dir zu Füßen.“

Schwarze Christen Kinder, von einer Missionschwester dem lieben Jesukinde zugeführt, dürften doch sicherlich die Herzen all' unserer Leser erobern. Die mit der Leitung des Kindergartens betraute Schwester Seraphine ist es, welche die schwarzen Kleinen vor dem göttlichen Kinde versammelt hat. Eines der Kinder hält sie auf dem Arm; es ist unser rabenschwarzes Kösschen, noch klein, aber klug. Schon weiß sie die drallen Händchen zum Gebete zu falten und blickt in kindlicher Neugierde zum lieben Jesukinde hin. Nur der kleine Babata wendet sich ab und weint; er ist aber auch noch ein Heide und versteht nichts vom Christentum. Die übrigen lassen sich durch sein Weinen nicht stören, sondern fahren ruhig in ihrem Gebete fort. Selbst die dreijährige Anna Brunnhuber betet tapfer mit; nicht umsonst hat sie sich neben die Missionschwester hinge kniet, wo sie das liebe Jesukind am besten sehen kann. —



Schwester Engelberta mit schwarzen Christenkindern vor der Lourdesgrotte Czestochau.

Wer schenkt den braven Kleinen gelegentlich wieder einmal ein Kleidchen. Ich dachte, sie hätten es verdient.

Herzliches „Vergelt's Gott“!

Von Schw. M. Roswitha, C. P. S.

Egenstochau. — Als es mich im vorigen Jahre drängte, einen Aufsatz über den Halleyschen Kometen und unsere Schwarzen zu schreiben, hatte ich anfänglich eine große Scheu, um warme Winterjacken für unsere schwarzen Kinder und Weiber zu bitten. Das hätte als unbescheiden erscheinen können, weil edle Wohltäter kurz zuvor manches Almosen zum Bau unserer neuen Kirche gespendet hatten. Aber schließlich gewann das Mitleid mit den armen Frierenden doch die Oberhand, und eine freundliche Ermutigung von anderer Seite, die Bitte zu wagen, verscheuchte die letzten Bedenken. Wie froh bin ich jetzt, daß ich mich an das gute Herz und die offene Hand unserer teuren Wohltäter gewendet habe! War das eine Freude, als die große Kiste mit den Winterjacken ankam! Fast mit mathematischer Genauigkeit hatte es der liebe Gott so gefügt, daß alle unsere Mädchen und Weiber mit Jacken versehen werden konnten. Zuerst fehlten noch etwa ein Duzend. Da folgte noch eine kleine Sendung und die geringe Zahl derer, die leer hatten ausgehen müssen, fand sich nun auch beglückt. Auch erhielten wir die Sachen in unserem Herbst, gerade bevor der raue Geselle „Winter“ seinen Einzug halten wollte. Gewiß ein recht günstiger Umstand! Es braucht also gleich im ersten Winter nach dem Kometenjahre niemand auf unserer Station zu frieren.



Schwester Seraphina mit ihren Pflöglingen vor dem Jesukinde.

Wie innig das „Vergelt's Gott!“ ist, das ich den gütigen Spendern zurufe, wird man nur dann recht verstehen und fühlen können, wenn man weiß, wie viele Jahre wir unsere lieben schwarzen Pflegebefohlenen unter der Kälte leiden sahen, ohne ihnen helfen zu können. Fürwahr, auf Egenstochau lastet eine große Dankeschuld, aber es bemüht sich auch, dieselbe nach Kräften abzutragen. Gleich am ersten Tage beteten unsere Weibchen im Frauen-Mhl 5 Vaterunser zu Ehren der hl. 5 Wunden und nachher wurden von den



Schwestern und Schwarzen viele hl. Messen und hl. Kommunionen für die Wohltäter aufgeopfert.

Aber bei der Freude, daß jetzt des Winters Leid und Not abgeholfen ist, hat es nicht sein Bewenden. Wie macht einen so froh der Gedanke, daß es so viele treue, mildtätige Seelen in den vielen deutschen Landen gibt, und wie die heiligen Schutzengel tätig gewesen sein müssen, Reichen und Armen einzugeben, irgend ein warmes Kleidungsstück für die armen Schwarzen zu opfern! Soviele gute Werke sind geschehen, und das alles auf die Bitte einer unbekannten Missionschwester in Afrika. Wie werden diese guten, edlen Seelen diejenigen sehen, denen sie so große Freude bereitet haben, und können persönlich keinen Dank dafür entgegennehmen. Es sind also recht verborgene, fast nur dem lieben Gott bekannte gute Werke. Das erhöht ihr Verdienst. Die katholische Charitas (Liebe) kennt keine Fernen, sie hilft über Meere hinweg von einem Weltteil zum andern und verbindet alle Herzen mit festem und doch so zartem Bande.

Gewiß hat keine der einstigen Besitzerinnen der Winterjacken beim Kaufe derselben gedacht: Diese Jacke werde ich einst nach Afrika schicken, und dort wird sie ein armes schwarzes Mädchen oder eine arme schwarze Frau mit Freuden tragen. Der Halleysche Komet hat in der Tat etwas sehr gutes veranlaßt, und wenn ich ihn auch in diesem irdischen Leben nicht mehr wiedersehen werde, so zählt er doch fortan zu meinen besten Freunden als freundliches Medium zur Beglückung unserer guten notleidenden Schwarzen.

Auch wurden durch Vermittlung des ehrwürdigen Bruders Agathon-Köln viele schöne Krippensachen an meine Adresse gesandt, und wenn ich auch (wenigstens bis jetzt) den oder die Spender dem Namen nach nicht kenne, so sage ich auf diesem Wege ein inniges „Vergelt's

Gott! Allen teuren Wohltätern wünsche ich von Herzen irgend eine besondere Gnade Gottes. Mögen die Geheile unserer schwarzen Kinder, die der liebe Gott so gern erhört, über alle Gönner unserer Mission sichtbar und fühlbar den reichsten Himmelsseggen herabblehen!

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Hochw. P. Joseph Diegner, R. M. M.

Ein a u s, 29. März 1910. — Janane war ein guter, fleißiger Arbeiter, doch von Taufe und Bekehrung wollte er nichts wissen. Es konnte ihm zwar ein gewisser guter Kern nicht abgesprochen werden, allein es steckte auch eine gute Portion Leichtsinn und jugendlichen Mutwillens in ihm, sodaß alle Bemühungen seiner Mutter Theresia, die seit Jahren eine eifrige Christin ist und fleißig zu den hl. Sakramenten geht, wirkungslos blieben.

Nun wurde unser Missionär, der Hochw. P. Ivo Hochmann, auf Janana, der inzwischen ein Weib genommen hatte, aufmerksam. Er verstand es, ihn beim rechten Fieck zu fassen, und in kurzer Zeit war Janana wie umgewandelt. Aus dem bisher so leichtsinnigen Burschen wurde ein gesetzter Mann, sodaß alle, die ihn kannten, nicht genug über seine plötzliche Sinnesänderung staunen konnten. Am Ostermontag wurde er von P. Ivo auf den Namen „Hermann“ getauft. Noch mehr, er brachte auch sein junges Weib, Eugenia, mit und ging mit ihr im Angesichte der Kirche eine christliche Ehe ein. Unser einziger Wunsch ist nur, daß er seinen gegenwärtigen guten Vorsätzen auch treu bleibe.

Ein e n e u e E i s e n b a h n s t a t i o n. — Die Natal-Cape Linie, die von Mariburg nach River-Side führt, hat nun in der Kapkolonie eine Verlängerung erfahren, die auch mehreren unserer Missionsstationen sehr zu Nutzen kommt. Gegenwärtig ist „Malenge“ die letzte Bahnstation, 10 engl. Meilen von River-Side entfernt, doch wird schon fleißig an der Fortführung der Linie gegen Matatiele zu gearbeitet, sodaß auch mit der Zeit unsere abgelegensten Stationen: Maria-Telgte, Gadenberg, M. Linden und Mariagell eine bessere Verbindung mit dem Mutterhause Mariannhill erhalten werden. Die Wohltat einer Bahnverbindung schätzen wir gegenwärtig doppelt, weil infolge der immer weiter um sich greifenden Viehseuche (Rinderpest genannt) fast aller Verkehr mit Ochsenfuhrwerk gesperrt ist.

B e k e h r u n g e n e i n e r Z a u b e r i n. — Im Jahre 1899 war eine gewisse Susanna in Todesgefahr vom Abte Franz Pfanner getauft worden. Leider hielten die guten Vorsätze der Kranken nicht an, den sobald ihre Kräfte zurückkehrten, fiel sie in ihre alten heidnischen Gewohnheiten zurück; ja sie schloß sich sogar den Zinghanga's, Zauberdoctoren, an, und wurde eine Wahrsagerin. Solche Leute schließen gleichsam mit dem Teufel einen förmlichen Bund, und es hält äußerst schwer, sie wieder auf bessere Wege zu bringen. Der verkehrten Gemütsstimmung entspricht das rohe, wilde Neßere: der unsteife, flammende Blick, die langen, über die Stirne herunterhängenden Haare, die Ziegenblase, die Amulette, das mit allerlei Medizinen ausgestaffierte Halsband usw.

In solchem Aufzuge zeigte sich Susanna auch manchmal auf unserer Missionsstation. Sie wollte von Bekehrung nichts mehr wissen, und wurde in ihrer verkehrten Gesinnung noch von ihren Verwandten und

ihrem heidnischen Manne, der in den Goldfeldern Johannesburg weilte, bestärkt, weil sie eben mit ihrem Wahrsagegeschäfte vorzügliche Einnahmen erzielte. Sie rühmte sich sogar ihrer bösen Kunst und hatte für die Ermahnungen des P. Missionärs und der Schwestern nur Spott und Hohn.

Seit einiger Zeit ist sie plötzlich wie umgewandelt. Ihre langen, wilden Haare hat sie sich abschneiden lassen, die mit allerlei Giften und Medizinen gefüllten Hörnchen und Büschchen legte sie ab, desgleichen all ihren phantastischen Schmuck, hüllte sich statt dessen in einen alten Regenmantel, den sie irgendwo entlehnte, und kam so zu unsern Missionswestern nach Emaus. Diese konnten sie anfangs kaum mehr wiedererkennen, waren aber dann über die augenscheinliche Sinnesänderung hocherfreut und gaben ihr einige abgetragene Kleidungsstücke, damit sie den alten Regenmantel wieder zurückstellen konnte.

Heute kam sie auch zu mir an die Pforte und bat um eine Medizin. Ja, sie bedurfte einer Medizin; jetzt sah ich erst, daß sie krank, schwer krank war. Sie hatte bei Ausübung ihrer bösen Kunst nicht nur die Unschuld der Seele, sondern auch die leibliche Gesundheit verloren. Ihr Gesicht war eingefallen und voll Runzeln, die Augen lagen hohl, die ganze Gestalt war wie gebrochen und dem Tode verfallen. Nun begriff ich auch, weshalb sie der Wahrsagekunst entsagt und sich an uns um Hilfe gewendet hatte. Möge wenigstens ihre diesmalige Bekehrung eine wahre und ernste sein; denn träte ein neuer Rückfall ein, so wär' es, menschlich gesprochen, mit der Umkehr zu spät.

Unbescheidenheit der Schwarzen. — Jüngst kam ein schwarzer Protestant hieher und bat um Hilfe für seinen Sohn, der an einer eigentümlichen Nervenkrankung litt. Der Mann war gut gekleidet und verriet in seinem ganzen Benehmen eine gewisse europäische Bildung. Dennoch wollte er mir nicht recht gefallen, und je näher ich ihn kennen lernte, desto schlechter gefiel er mir. Er war, wie gesagt, Protestant, verlangte aber dennoch von uns, wir sollten seinen kranken Sohn auf unbestimmte Zeit und ganz umsonst in volle Pflege nehmen. Auf die Vorstellung hin, es gebreche uns in Emaus an einem geeigneten Lokale, wollte er den Knaben nach Lourdes bringen, kurz, wir, die Katholiken, sollten ihn pflegen. Er sei schon bei verschiedenen weißen Doktoren in Koffstadt und Matatiele gewesen, habe ihnen, obschon die Kur nichts genützt, so und so viel bezahlen müssen, lange Zeit habe er auch in Johannesburg gearbeitet, habe dort monatlich neben der Kost drei englische Pfund oder 60 Mark verdient, wolle aber jetzt nicht mehr dorthin gehen. . . . Ich sollte ihm auch Geld geben, damit er sich im nächsten Store Tabak kaufen könne usw. usw.

Auf die Frage, ob er getauft sei, gestand er: „Ja, wir sind beide getauft, ich und mein kranker Sohn. Der schwarze Erzdiakon, Pamula mit Namen, hat uns getauft.“

Damit hatte ich vorläufig genug. Manche dieser schwarzen Protestanten sind noch anmaßender als ihre heidnischen Landsleute. Sie scheinen zu glauben, wir Katholiken hätten die Pflicht, all ihre sonderbaren Wünsche zu befriedigen. Bei wirklicher Not schließen wir niemand, sei er Heide oder Protestant, von unserer Hilfe aus, allein es hat doch alles seine Grenzen.

Charaktereigentümlichkeiten der Kaffern.

(Fortsetzung.)

Lobengula, der letzte Matabel-Häuptling, dessen Macht durch die Chartered-Company gebrochen wurde, kam dem Tschaka, was Härte und Grausamkeit anbelangt, sehr nahe. Aus Tausenden nur ein Beispiel:

Ein Mann hatte es gewagt, von dem Bier zu trinken, das für den König bestimmt war. Das war nun eine unverzeihliche Majestätsbeleidigung. Außer sich vor Zorn ließ Lobengula den armen Mann vor sich rufen und stellte folgende Fragen an ihn: „Haben deine Ohren den Befehl des Königs nicht gehört?“ — „Ja, mein Fürst, sie haben ihn gehört.“

„Und dennoch konntest du dich unterstehen, des Königs Gebot zu übertreten? Man schneide dem Ungehorsamen sofort die Ohren ab!“

Zwei Schergen gingen ans Werk und taten nach des Königs Befehl. Der Fürst fragte weiter: „Hat deine Nase des Königs Bier gerochen? Wie sie tat es? Weg damit!“

Nun schnitt man dem Aermsten auch die Nase ab. Haben deine Augen des Königs Bier gesehen?“

— „Sie sahen es.“ — „Reißt sie ihm aus, daß er künftig keinen solchen Frevel mehr begehe!“

„Wie, haben deine Lippen den für den König allein bestimmten Trank berührt, und deine Zunge wagte es, ihn zu kosten?“ Sie tatens? Unerhört! Schneidet ihm Lippen und Zunge ab und stoßet den Bösewicht hinaus in die Wüste, auf daß er den wilden Tieren zum Fraße werde!“

Ich frage, könnte ein Teufel in Menschengestalt härter und grausamer sein, als dieser Kaffernhäuptling? Wohl kaum; und dennoch war Lobengula keineswegs der einzige, der solche Scheußlichkeiten verübte; viele andere regierten mit derselben Härte wie er.

So ein Unmensch war z. B. auch der verstorbene Swasi-Häuptling Bunu. Eines Tages fragte er einen seiner Diener, der ihm nicht das geringste Leid zugefügt hatte: „Möchtest du wohl sterben?“

Notgedrungen mußte jener antworten: „Ja, mein Herr, wenn es so dein Wille ist, und es dir ein Vergnügen bereitet.“

Nun wurde der Unglückliche gebunden, und der König gab einem Schergen ein Paket Nadeln und befahl ihm, sie dem armen Verurteilten zwischen die Fingernägel zu stecken. Es geschah, und je mehr jener in seiner Qual wimmerte und weinte, desto mehr ergözte sich Bunu an den Peinen seines Opfers.

Nach einer Weile wurde ein zweiter und dritter Senker gerufen; jeder erhielt ein Paket Nadeln mit dem Auftrag, sie dem Aermsten in die empfindlichsten Teile des Leibes zu stecken. Man tat es, und als endlich der Gemarterte flehte, ihn aus diesen Peinen zu erlösen, befahl der König in fürstlicher Guld, ihm mit einem Knotenstocke die Hirnschale einzuschlagen.

Ein anderesmal ließ er sein Opfer an den nahen Fluß bringen, und mehrere seiner Leute mußten jenen unters Wasser halten, jedoch nur solange, bis er halb erstickt war. Dann zog man ihn wieder heraus, wartete, bis er sich ein wenig erholt hatte, und hielt ihn ein zweitesmal unter Wasser. Das Scheusal konnte in teuflischer Lust aufgehen, wenn sich an der Oberfläche des Wassers Blasen zeigten, die von dem nach Atem ringenden, schwer gepeinigten Menschen herkamen.

Und da kann man Leute finden, welche sagen, es sei zu bedauern, daß die europäischen Mächte von Afrika

Besitz ergriffen, und daß mit ihnen die Missionäre kamen, um solchen Gräueltaten für immer ein Ende zu machen!

Derselbe Swasi-Häuptling ließ auch Tiere in der grausamsten Weise martern. Männer wurden mit der Kehle an einen Baum genagelt oder an Pfählen aufgespießt. Oft schlug er sein Opfer eigenhändig mit Prügeln tot und trieb an Frauen so schändliche Grausamkeiten, daß sich die Feder sträubt, sie wiederzugeben. Bei Tigern und Hyänen finden wir nicht diese Grausamkeit, nicht diese diabolische Lust an den Peinen und Martern anderer, wie sie dieser Unmensch und seine Genossen verübten.

Gegenwärtig zählen, Gott sei Dank, solche Sachen zur Unmöglichkeit; die englische Regierung hat damit rasch aufgeräumt, und auch in Folge des immer weiter sich ausbreitenden Christentums herrscht überall ein anderer Geist. Ganz läßt sich übrigens bei den Kaffern dieser Zug nach Härte und Grausamkeit auch im Christentume nicht verleugnen. Als Beleg hiefür diene eine Geschichte, welche ebenfalls der mehrerwähnte Duddley Kidd erzählt:

Im Swasiland predigte ein schwarzer Evangelist über die Schriftstelle: „Schon ist die Art an die Wurzel gelegt. Der Baum, der keine guten Früchte bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.“ Matth. 3, 10. Das war nun dem protestantischen Prediger ein willkommenener Anlaß, in möglichst grellen Farben die Strafen der Sünde und die Peinen der Hölle zu schildern. „Was sagt uns dieser Vers?“ fragte der Katechist. „Er sagt uns, daß der Herr zum Gerichte nahe ist. Ja, er naht und wird euch ausrotten, ihr Männer, wenn ihr nicht glaubet. Ausrotten wird er auch euch, ihr Frauen und Mütter, im Feuer werdet ihr brennen müssen auf immer und ewig. Selbst die Greise wird der Herr ausrotten und die Kinder an der Mutterbrust, denn auch sie gehören zu dem Baum, den der Herr verworfen hat und an dessen Wurzel er die Art gelegt. Im Feuer und Schwefel werden sie brennen allzumal, die Männer und Frauen, die Jünglinge und Jungfrauen, die Kinder und Greise. Ja, das wird er tun, der gestrenge Richter, wenn ihr nicht glaubet und liebet . . .“

Sein Vorgesetzter, der englische Missionär, hörte von dieser Predigt und fragte den schwarzen Katechisten, wie er denn solche übertriebene Lehren vortragen könne, und wo denn geschrieben stehe, daß selbst unschuldige Kinder und Greise ins höllische Feuer geworfen würden? — Da kam er aber bei dem bibelfesten Katechisten schlecht an. „Wo das geschrieben steht?“ rief er entrüstet aus. „Im alten Testamente steht's geschrieben! Lesen wir da nicht von Kore, Dathan und Abiron, daß die Erde sich aufrat, und daß sie lebendig hinabfuhr in die Hölle, nicht nur sie, sondern auch alle ihre Diener, Frauen und Kinder? So lese ich in der Schrift und so lege ich mir die Stelle zurecht!“

Was konnte der protestantische Prediger machen? Kann doch nach seiner Lehre jeder die Schrift lesen und deuten nach freiem Belieben, und hält sich trotzdem jeder vom hl. Geiste erleuchtet.

Harmloser ist, was Kidd von einem anderen schwarzen Protestanten berichtet. Dieser hatte in früheren Jahren, da er noch ein Heide war, bei einem Kampfe ein Bein verloren. Als er nun eines Sonntags von der Auferstehung der Toten predigen hörte, fragte er nachher seinen Prädikanten, ob er wohl Aussicht habe, am jüngsten Tage sein verlorenes Bein wieder zu bekommen. „Gewiß,“ entgegnete dieser, an jenem großen Tage wird

alles wieder hergestellt werden. Der Blinde wird sein Augenlicht wieder bekommen, der Verstümmelte seine Hand, du deinen Fuß usw.“ — „Dann ist es recht,“ entgegnete freudig der Kaffer, „sobald ich mein zweites Bein wieder habe, dann will ich aber jenem nachrennen, der es mir einst im Kampfe abgeschlagen, und will ihn dafür gehörig beim Schopfe nehmen!“ —

So grausam, hart und rachsüchtig aber auch der Kaffer auf der einen Seite ist, so kann er bei gewissen Gelegenheiten auch weich und sentimental werden. Sonderbares liebt man da von den Wesleyanern und ihren Gottesdiensten, zumal, wenn darin gerade die Geisteserneuerung gefeiert wird. Ein Augenzeuge erzählt: Da liegen die Schwarzen haufenweise auf dem Boden und schreien und weinen und bitten den Himmel um Er-

In elfter Stunde.

Von Hochw. P. Graßmuss Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Tshibisa Ngcobo, auf dem Missionsgebiete St. Michael wohnhaft, hatte so ziemlich seine 100 Sommer gesehen. Er war ein Onkel des Hauptlings Elias (Gadupi), in dessen Kraal er als hochangesehene Persönlichkeit galt und in vielen Stücken zu Rat gezogen wurde. Früher, d. h. bis zur Zeit der Minderpest, war er nach kaffrischen Begriffen ein vermöglicher Mann; er hatte viele Söhne und infolge dessen auch eine hübsche Zahl von Weibern. Sonst war der alte Herr guimüttiger Natur und ohne Tadel.

Die meisten seiner Söhne waren verheiratet und hatten sich rings um seinen Kraal ansässig gemacht. Eine



Basutowohnung.

barmen. Andere springen auf und jubeln und tanzen, singen, beten und predigen und preisen laut die Erbarmungen des Herrn. Alle Ordnung ist dahin, wie über alle Dächer geblasen, und die Gefühle wogen und brausen wie die hochgehende See. Ja, wenn dieses schwarze Völkchen einmal im Trabe ist, kann es kein Mensch mehr zurückhalten; man muß die aufgeregten Gemüter einfach gehen lassen, bis der Sturm sich von selber ausgetobt hat.

In unseren katholischen Kirchen kennt man gottlob solche Szenen nicht. Unser Gottesdienst ist viel zu ernst dazu; alles atmet da Ruhe, Frieden und Heiligkeit. Trotzdem übt er auf den Schwarzen einen mächtigen Eindruck aus. Wie viele sah ich schon beim Empfange der hl. Kommunion in stiller Nüchternheit weinen, und alle stimmen darin überein, daß sich, was Würde und Pracht des Gottesdienstes anbelangt, keine protestantische Sekte mit der katholischen Kirche messen könne.

Anzahl Töchter war ihren Männern nachgezogen. Einige seiner Kinder waren getauft.

Tshibisa war seit ein bis zwei Jahren kränklich (ein so hohes Alter gilt ja an sich schon als Krankheit). Ende Juni v. J. ließ man uns sagen, Tshibisa sei schwer krank; wir möchten kommen, und ihn taufen. Er, der Kranke, wünsche das.

Ich zögerte und ließ zurückmelden, man möge ihn vorerst im christlichen Glauben näher unterrichten; das weitere würde sich dann schon finden. Anfangs Juli hatte ich eine kleine Reise zu machen; der Hochw. P. Remigius vertrat meine Stelle, und als ich am 9. Juli 1910 wieder nach Hause kam, erzählte er mir folgendes: „Ich wurde dringend zu Tshibisa gerufen, ihn zu taufen, weil er schwer krank sei. Die heidnischen Söhne und Anverwandten widersetzten sich der Taufe; er selbst aber verlangte sie, ebenso die anwesenden Christen. Ich taufte ihn daher auf den Namen „Josef Anton“.

Offen gestanden, die Sache war mir nicht ganz lieb. Der Mann hatte mehrere Weiber, und von mancher Seite wurde mir gesagt, mit seiner Krankheit sei es nicht

gar so schlimm; er könne noch lange leben. Selbst unser „Doktor“, Bruder Abel, mit dem ich Ende Juli zum Kranken ging, meinte, wenn nichts Besonderes dazwischen komme, sei vom Sterben noch keine Rede. —

Am 17. August 1910 las ich bei Pambinyoni hl. Messe. Als ich gegen 5 Uhr abends nach Hause kam, war schon ein Bote da mit der Nachricht: schnell zum „Anton“; er stirbt! — Ich werfe mich sofort wieder aufs Pferd und eile zum sterbenden Anton. Wie ich ankam, war die Seele schon entflohen; wenige Minuten zuvor hatte er seine Seele ausgehaucht.

Ich verrichtete die Totengebete und kehrte am späten Abend mit schweren Gedanken nach Hause zurück. Wie wunderbar sind doch die Wege der göttlichen Vorsehung! Jetzt verstand ich erst, weshalb Tshibisa in meiner Abwesenheit von P. Remigius getauft worden

Gras am steilen Felsen und in Sümpfen zusammen suchen mußte, weil er keine Wiesen hatte; doch erntete der arme Mann immer in Lülle und Fülle und konnte seinem reichen Nachbarn selbst manchmal das Saat Korn borgen. Da fragte ihn der Reiche eines Tages: „Sage mir, wie soll ich meinen Ackerbau nur anstellen, daß ich zum Ertrage komme?“ Der Einsiedler antwortete ihm: „Führe einen silbernen Zaun um deine Felder und Wiesen, so wird Gott dich segnen.“ Der Reiche erwiderte: „Das steht nicht in meinem Vermögen, und ich will nicht wie jener Lor Nadeln ausäen, daß mir ein eiserner Zaun daraus wachse.“

Der Einsiedler aber sprach: „Du verstehst mich nicht, wechsle nur einige Taler Scheidemünze ein und komme damit morgen wieder zu mir, so will ich dich lehren, den silbernen Zaun zu pflanzen.“ Dieses tat der Reiche



P. Joseph im Gespräch mit heidnischen Kaffern.

war. Ich hätte es wahrscheinlich aus Furcht vor allerlei Eventualitäten und weil ich noch immer keine Gefahr sehen konnte, nicht getan; und nach menschlichem Ermessen wäre dann Tshibisa als Heide und nicht als Christ gestorben. Nun, der Herr hat alles gut gemacht. —

Wer betet für den verstorbenen Anton und für alle seine Verwandten, damit sie sich auch bald bekehren, ein Vater unser und Ave Maria? Wer gedenkt des armen Schreibers?

Der silberne Zaun.

Ein reicher, unbarmherziger Mann betrieb einen großen Ackerbau, bestellte seine Felder wohl, aderte tief, düngte reichlich, säete gut und hatte einen starken Viehstand. Bei der jährlichen Berechnung der Ausgabe und des Ertrages fand er aber immer Verlust statt Gewinn, daß die Aussaaten nicht geerntet und die Kosten verloren, sein Vieh vielfach verdorben und die Acker und Wiesen zu sehr ausgenützt und fast unfruchtbar geworden.

In seiner Nähe hatte ein armer Einsiedler nur ein kleines Ackerfeld und eine magere Kuh, der er selbst das

und fand am anderen Morgen von dem Einsiedler einige hundert Arme wie einen Zaun um seine Felder gestellt, und denen mußte er die Scheidemünzen mit freundlichen Worten austeilen. Da sprachen sie alle von Herzen: „Gott vergelte es! Gott lohne es!“ und der Einsiedler sagte ihm: „Siehe, das ist mein silberner Zaun.“ Da wurde der Reiche wunderbar durch die Gnade Gottes gerührt, und zuerst erfüllte sich die Verheißung an seinem unfruchtbaren Acker, seinem harten Herzen nämlich; denn es entsprang ein Quell diesem nackten Felsen und Tränen der Liebe flossen reichlich von seinen Wangen. Aber auch seine Wiesen und Felder prangten bald in überschwänglicher Segensfülle, er konnte seinen silbernen Zaun immer dichter und reicher machen, und er war bald so mild und freigebig, daß er in jedem Armen unseren Herrn selbst zu sehen glaubte und so endlich die Liebe Gottes als eine silberne Mauer um Gab und Gut führte, daß ihn die Engel, als er selbst geerntet wurde, im Schutze des Himmels fanden und zu dessen Freude eintrugen.

Im Kampf mit einer Python-Schlange.

Der „Cape Times“ geht aus Seguani (Südafrika) die Schilderung eines verzweifelten Kampfes auf Leben und Tod mit einer Riesenschlange zu, den ein Herr Cocklin zu bestehen hatte. Cocklin hatte mit einigen Freunden einen Jagdausflug gemacht, und etwa fünf Meilen von Seguani trennte sich die Jagdgesellschaft. Eben hatte Cocklin ein Perlhuhn geschossen, als er plötzlich mit dem Fuß an einen hohen, weichen Haufen stieß; es war eine mächtige, zum Knäuel zusammengerollte Pythonischlange! Cocklin wollte zur Seite springen, aber schon hatte der Python mit seinem Schwanzende die Beine des Jägers umschlungen und warf ihn mit einem Ruck zur Erde. Nun begann das Tier sich um den unglücklichen Mann zu winden, und bald hatte es dessen Körper, den linken Arm und das Gewehr fest umstrickt. „Ich versuchte,“ so schreibt Cocklin, „zu schreien, um meine Freunde herbeizurufen; aber die waren zu weit entfernt, um mich zu hören. Mit meiner noch frei gebliebenen Rechten ergriff ich den Python unterhalb des Kopfes und versuchte den furchtbaren auf meinen Körper ausgeübten Druck dadurch zu mildern. Wenigstens 10 oder 15 Minuten rang ich mit dem Untier, wobei es versuchte, mich zu einem großen Baum zu ziehen. Vor allem bemühte ich mich, aus dem umstrickenden todbringenden Knäuel freizukommen, zumal ich wußte, daß, wenn es der Schlange gelang, mich an den Baumstamm mit ihrer Umschlingung zu pressen, ich niemand von den Meinungen je wiedersehen würde. Ich versuchte, das Messer aus meiner Tasche herauszuholen, aber vergebens; denn einer der Ringe des Python legte sich gerade um die Tasche. In dieser Not bemerkte ich, daß das Schloß meines Gewehres nahe meiner linken Hand sich befand, und obwohl Arm und Gewehr fest an meinen Leib gedrückt waren, gelang es mir zum Glück dennoch, die linke Hand an den Abzug zu zwingen. Da ich die Schlange immer noch mit der rechten Hand an der Kehle gepackt hielt, um ein Umschlingen meines Halses zu verhindern, so brachte ich ihren Kopf vor die Mündung des Gewehres, und dann drückte ich mit der Linken los. Glücklicherweise schlug das Geschloß durch das Rückgrat des Tieres; der Druck seiner Umklammerung ließ nach, und so konnte ich mich schnell aus dem Knäuel befreien. Als ich wieder auf den Füßen stand, legte ich das Gewehr hin und sah mich nach einem großen Stein um, konnte aber keinen finden. Eben wollte ich daher dem Untier mit dem Fuß den Kopf zerstampfen, als es plötzlich einen zweiten Angriff auf mich machte, sich fest in den einen Rockärmel biß und mich wieder zu Boden zerzte. Wiederum versuchte es, seinen furchtbaren Knäuel um mich zu winden, aber ich entschlüpfte ihm, obwohl es noch immer mit den Zähnen meinen Rockärmel gepackt hielt. Da gelang es mir, den einen Fuß auf den Hals des Python zu setzen. Ich trat mit aller Wucht auf die Kehle, die Schlange öffnete ihren Rachen, und ich bekam meinen Arm frei. Nun schrie ich wieder, ermattet wie ich war, nach meinen Freunden; schließlich kam einer von ihnen herbei, sah, welchen Kampf ich bestanden hatte, schoß den Python durch den Kopf und gab ihm so den Rest. Merkwürdigerweise habe ich keine dauernden üblen Folgen von diesem Abenteuer davongetragen.

Im Kreuz ist Sieg.

Das Kreuz erlöst uns, es erlöst aber nur diejenigen, welche es als Werkzeug der Heiligen auf sich nehmen.

Es genügt nicht, daß man leide, man muß mit Christus leiden, es genügt nicht, daß man sterbe, man muß mit Christus sterben. Das Evangelium sagt von unserem Vorbilde: „Er litt, weil er wollte.“ Indem wir uns freiwillig mit seinem Leiden und Tode vereinigen, werden wir mit ihm dereinst auferstehen und gekrönt werden.

Das heiligste Herz Jesu ist der Altar, auf dem die Gläubigen ihre Opfer, die Heiligen ihre Guldigungen, die Engel ihre Ehrfurcht niederlegen und der ewige Hohepriester sich selbst opfert. Alle Guldigungen, welche wir Gott schuldig sind aber vernachlässigt haben, werden



Heimkehr von der Aehrenlese.

durch das Herz Jesu ersetzt; damit wir alle unser Verpflichtungen erfüllen, gibt sich das göttliche Herz zu unserm Diener und Unterpfande her. In Ihm allein erhalten unsere Werke jene Vollkommenheit, die sie vor den Augen Gottes angenehm machen; durch dasselbe erhalten wir alle Gnaden.

Das heiligste Herz Jesu ist das geweihte Heiligtum, welches sich den Seelen beim Verlassen der Erde öffnet, um sie in unaussprechlicher Wonne für die Ewigkeit zu bewahren.

Gedankensplitter.

Willst das Große du erreichen,
Fange mit dem Kleinen an;
Deine Taster werden schweigen,
Ist das Kleine groß getan.

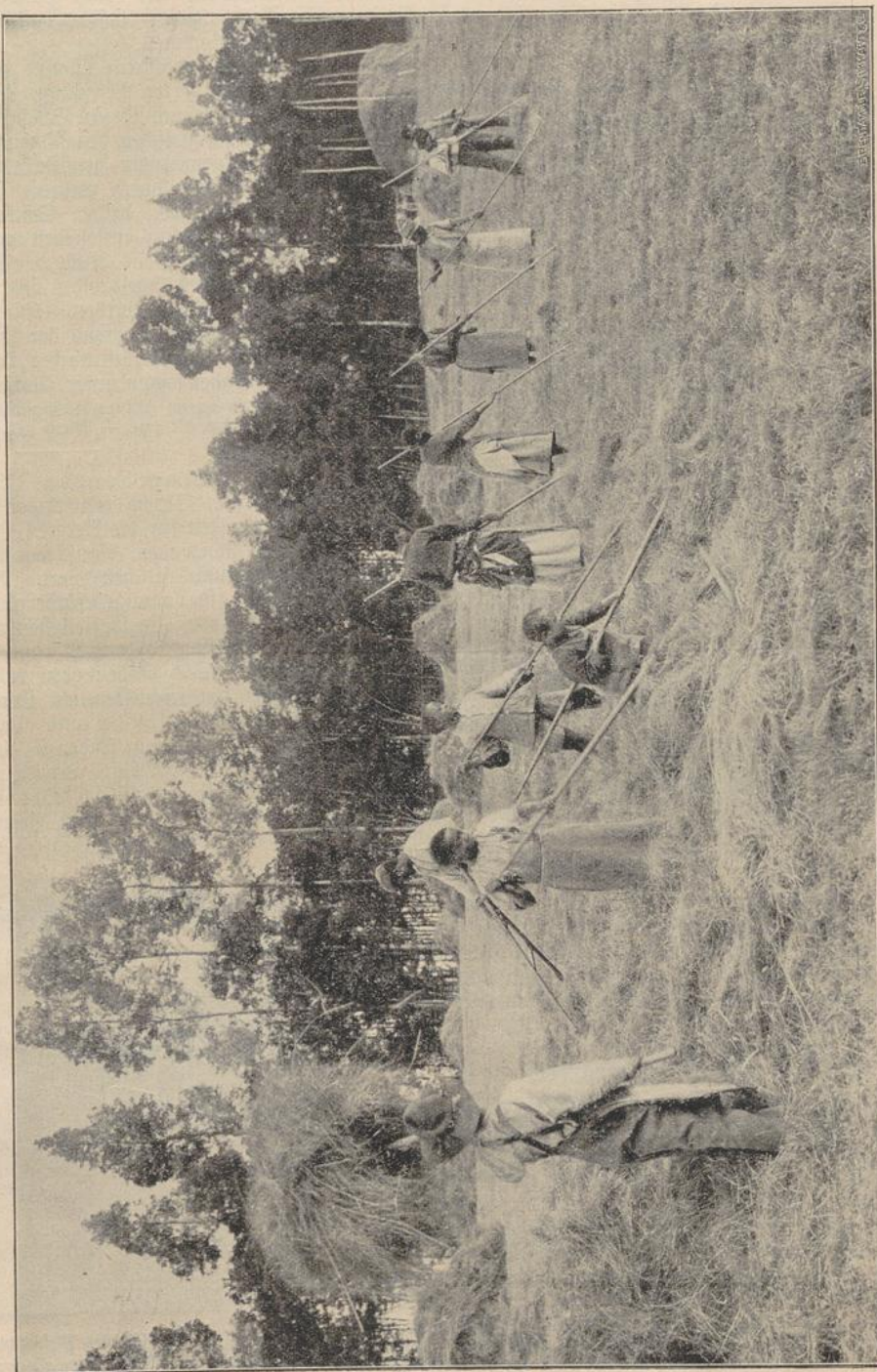
Ein Wort an die Herrschaften.

Es wird heute viel Klage laut von den Herrschaften über die Dienstboten. Es ist wahr, die Dienstboten sind heutzutage vielfach nicht, wie sie sein sollten; aber sind denn die Herrschaften so? O, auch da gibt es viel auszuweisen. Setzen wir hier einmal einen Spiegel auf, in denen die Herrschaften sich schauen können.

Der hl. Franz von Sales bezeugte seine Diener nie, nie sagte er ihnen ein rauhes oder verdrießliches Wort. Hatten sie geirrt, so wüßte er seine Verweise mit so vieler Sanftmut, daß sie sich alsbald aus Liebe besserten, ohne die eiserne Rute zu fürchten, die, wie sie recht gut wußten, der Hand ihres Herrn fremd blieb. Da wir eines Tages, schreibt der Bischof von Belley, über die Behandlungsweise der Dienstleute gesprochen, und ich ihm sagte, die Vertraulichkeit erzeuge gerne Verachtung, erwiderte er mir: „Die unschuldige, rohe und tadelhafte Vertraulichkeit allerdings, nimmermehr aber die Vertraulichkeit, die in den Grenzen der Schicklichkeit, Herzlichkeit und Ehrbarkeit und der Tugend sich hält. Denn da sie von der Liebe ausgeht, erzeugt die Liebe ihresgleichen. Die wahre Liebe aber ist immer von Hochachtung und folglich von Ehrfurcht

gegen die geliebte Person begleitet, da die Liebe nur auf Achtung sich gründet, die wir für sie haben.“ „Auf solche Weise aber,“ sprach ich, „müßte man den Dienern freie Hand lassen, so daß sie tun könnten, was ihnen beliebt?“

— „Keineswegs,“ versetzte der Heilige; „denn wenn die Liebe Herrin des Herzens ist, so weiß sie dasselbe so gut zur Bescheidenheit, Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Großmut, als zur Demut, Unterwerfung, Geduld,



Häuernte in Kevlaer.

Ausdauer und Sanftmut zu leiten. Alles wohl erwogen, kann ich hinsichtlich der Dienstleute nur so viel sagen, daß sie unsere Nächsten und demütigen Brüder sind, welche, wie uns selbst zu lieben, die Liebe uns ver-

pflichtet. Lieben wir also wie uns selbst diese treuen Nächsten, die uns so nahe und so benachbart sind, daß sie mit uns unter einem Dache wohnen, und von unserem Vermögen leben, und behandeln wir sie, wie uns selbst, oder vielmehr, wie wir selbst möchten behandelt werden, wenn wir an ihrer Stelle wären! Dies ist die beste Weise, mit Dienstleuten umzugehen.“ —

Die heilige Eucharistie am Nordpol.

Eine der interessantesten Missionen ist jene der Oblaten der unbefleckten Empfängnis in Matenzie am Nordpol. Die Bewohner jener Gegend sind Nomaden und machen sich zur Wohnung Löcher unter der Erde; die Missionäre sind demnach zur gleichen Lebensweise verurteilt und haben keine bleibende Stätte: einmal angekommen in diesen unwirtlichen Gegenden, sagen sie einander Lebewohl und gehen immer allein den Seelen nach; ihr einziger Begleiter ist ein Hund, der den Schlitten mit ihrem Gepäck und einigen Lebensmitteln führt (gesalzene Fische). Außer den zur Feier der hl. Messe notwendigen Gegenständen führen sie etwas Mehl und einen kleinen Ofen mit sich zur Hostienbereitung; diese Missionäre haben auch die Erlaubnis, gedörrte Weinbeeren zur Bereitung des Weines zu gebrauchen; was sie selbst anbelangt, ist Schneewasser ihr einziges Getränk; das ganze Jahr sehen sie weder Brot noch Kartoffeln.

Wie können sie es wohl in dieser Eiszüste in all' diesen Entbehrungen aushalten, da sie oft ein Jahr lang keinen Genossen treffen, nicht beichten können? Die Ursache ihrer Kraft ist folgende: Als ihr Bischof, Msgr. Gruard, einst Pius IX. um die Erlaubnis bat, daß seine Missionäre die hl. Eucharistie auf all' ihren Reisen, mit und ohne Lampe, mitnehmen dürften, entgegnete der S. Vater: „Eine solche Bitte erfordert Bedenkzeit.“ Da antwortete der Bischof: „Nun dann, S. Vater, müssen wir diese Missionen aufgeben, denn eine solche Lebensweise ist uns auf die Dauer unmöglich, wenn wir nicht das Glück haben, die hl. Eucharistie allzeit bei uns zu haben.“ Worauf Pius IX. tief bewegt sprach: „Nun denn, mein Sohn, tue, was du wünschst!“ Seither tragen die Missionäre stets den lieben Heiland bei sich, und so wandert denn der König der ewigen Gloria in der Suche nach den unsterblichen Seelen über jene Regionen der ewigen Kälte und geht in jene unterirdischen Löcher der verlorensten Wilden der Erde, um ihre Seelen zu retten.

Sür Prozeßkrämer.

Mathilde war noch jung und weil sie in der Jugend immer Recht bekommen hatte, wenn sie auch im Unrecht war, etwas rechthaberisch. Sie nahm sich Anderen gegenüber viel heraus, diese aber durften ihre Sachen nicht anrühren. Eines Tages sah sie, wie der Nachbar von einem jungen Pflaumenbaume, der auf dem Grenzzaine stand und von dem wohl niemand wußte, wem er gehörte, die saftigen Früchte für sich pflückte. Sie rannte sofort in heller Entrüstung aus dem Garten ins Haus zu dem alten Erbonkel, ohne dessen höhere Genehmigung nichts im Hause geschah. „Wie meinen Sie, Onkel, sollen wir uns das gefallen lassen, oder sollen wir lieber einen Prozeß anfangen lassen?“ — „Da würd' ich mich lieber befinnen, Thildchen! Denn wenn man einen Prozeß gewinnen will, so gehört dazu Fünferlei!“ — „Und das wäre, Onkel?“ — „Erstens eine gute Sache, zweitens ein guter Anwalt, drittens gute Zeugen, viertens

ein gutes Gericht und fünftens gut Glück und viel gutes Geld. Und nun geh' hin und iß dich von unseren eigenen Pflaumen recht satt, — sie hängen ja zum Brechen voll — und laß sie dir so gut schmecken, wie dem Nachbarn die paar Hände voll Pflaumen gut schmecken mögen. Besser, daß sie ihm schmecken, als daß sie verkommen.“

Der alte, erfahrene Manne hatte gewiß recht. Auf der Grenze zweier Besitzungen in Rudnit bei Ratibor (Schlesien) befand sich ein Stachelbeerstrauch, über dessen Nuknießung zwischen den Nachbarn, welche die Früchte jahrelang gemeinsam gepflückt hatten, plötzlich Streit entstand. Der durch mehrere Instanzen mit großer Hartnäckigkeit von beiden Seiten geführte Prozeß ist nun endlich dahin entschieden worden, daß jedem der beiden Nachbarn das Recht der Nuknießung des strittigen Strauches zugesprochen und beide zur Tragung der Kosten verurteilt wurden. Die Kosten betragen für jeden 225 Mark, während der jährliche Ertrag des betreffenden Stachelbeerstrauches kaum 50 Pfennig wert ist. — Daher sagten unsere Vorfahren im Sprichworte:

„Willst du im größten Recht prozessieren um ein Schwein
So nimm dir eine — Wurst und laß es sein!“

Eßt Heidelbeeren! Die Heidelbeerzeit ist angebrochen. Sie bildet nach der Ansicht des Volkes die schlechteste Zeit für die Aerzte. In der That ist der Genuß der glänzenden, blauschwarzen Beeren von bedeutendem gesundheitlichen Wert. Wirken sie doch außerordentlich verdauungsbefördernd und damit blutreinigend, sodaß sie speziell Personen mit sitzender Lebensweise dringend zum Konsum empfohlen zu werden verdienen. Sie werden gern roh mit Milch gegessen, sind aber am leichtesten als Kompott gekocht zu vertragen. Auch getrocknet und eingemacht oder zur Bereitung von Obstwein finden sie ihre Verwendung. Die Früchte geben zwar blaue Lippen und blaue Zähne, aber dieses kleine Uebel läßt sich leicht beheben, wenn man den Mund und die Zähne nach Beendigung der Mahlzeit einfach mit etwas Zitronensaft abreibt.



Ein seltenes Naturschauspiel.

Der Kampf in der Natur zeigt oft wunderbare Formen; eine der eigenartigsten zeigt unser heutiges Bild. Eine Regenbogenforelle, die sehr gesträubt ist, verschluckte eine Ringelnatter, konnte dieselbe aber nicht verdauen und die Natter schlüpfte durch den Leib der Forelle hinten wieder heraus. Dabei wurde sie durch die scharfen Zähne des Fisches aufgehalten und beide Tiere wurden in diesem Zustand lebend gefangen, da sie bei ihrem Kampf im Wasser hin und her rasteten.

St. Josephsgärtchen.

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

Die hl. Theresia von Jesu.

Diese Meisterin des Gebetes, in deren Herzen die Liebe eines Seraphs flammte, die entweder sterben oder aus Liebe zu Jesus leiden wollte, hatte ebenfalls eine besondere und innige Andacht zum hl. Erzvater Joseph und zwar schon von ihrer Kindheit an, namentlich aber seitdem sie in den Orden der Karmeliter eingetreten war.

In der Lebensbeschreibung, die sie selbst verfaßte, sagt sie: „Zu meinem besonderen Fürbitter und Patron erwählte ich den gloriwürdigen hl. Nährvater Joseph und empfahl mich ihm sehr. Ich habe auch erfahren, daß dieser mein heiliger Vater und Herr mich aus vielen Gefahren, in denen meine Ehre und das Heil meiner Seele auf dem Spielfeld stand, gerettet hat, und zwar mit weit größerem Gewinn für mich, als ich von ihm hätte begehren können. Ich erinnere mich nicht, daß ich seitdem etwas von ihm erbeten, was er mir nicht gewährt hätte. Die vielen Gnaden, die mir Gott durch diesen großen Heiligen verliehen, und die mannigfachen Gefahren an Leib und Seele, aus denen er mich befreit hat, verdienen wahrhaft Bewunderung.“

„Es scheint, Gott habe andern Heiligen die Gnade gegeben, denen, die sie um ihre Fürbitte anrufen, nur in einzelnen Nöten zu Hilfe zu kommen, aber diesen glorreichen Heiligen habe ich durchweg als den besten Nothelfer in allen meinen Anliegen gefunden.“

Der Herr scheint dadurch andeuten zu wollen, daß er auch im Himmel oben alles tue, um was ihn jener bittet, wie er ihm auf Erden als seinem Pflegevater gerade so untertan gewesen, als wäre er sein wirklicher Vater gewesen. Das nämliche haben auch andere Personen erfahren, denen ich die Verehrung des hl. Joseph angeraten. Schon gibt es viele, welche zu diesem Heiligen eine besondere Andacht haben, und sie alle haben diese Wahrheit bestätigt gefunden. Ich besitze mich auch, seine Festtage so feierlich als möglich zu begehen und tat dies aus bester Absicht. (Fortsetzung folgt.)

Maria hat geholfen!

Ein Abonnent des Vergißmeinnicht ersuchte uns folgendes zu veröffentlichen: „Ich hatte das Unglück, in einige schwere Sünden zu fallen. Nun flüsterie mir der böse Feind ein. Wie kannst du dich darüber bei deinem Beichtvater anklagen, der dich doch so gut kennt? Welche schlechte Meinung muß er von dir bekommen? Wie magst du überhaupt einem Menschen — und das ist der Priester auch — so was sagen? — Ich gestehe, diese Versuchung setzte mir hart zu.“

Dann aber sprach ich zu mir selbst: „Nein, ich will meine Sünden nicht verschweigen, will sie nicht beständig mit mir herumtragen oder gar unwürdig die heiligen Sakramente empfangen. Die liebe Mutter Gottes muß mir helfen! Von heute an bis zur nächsten Beichte will ich mit rechtem Vertrauen alle Tage drei „Gegrüßet seist du, Maria“ beten, damit sie mir zu einem recht aufrichtigen Bekenntnis ver helfe.“

Ich tat es, betete täglich die drei Ave Maria, ging dann zur heiligen Beichte, klagte mich reumütig ohne Furcht und falsche Scham all' meiner Sünden an, empfing vom Priester die Losprechung und kam voll Ruhe



Schwester Ludovika läutet in der Tagesschule in Czernstochau zum „Engel des Herrn“.

und süßem Seelenfrieden zurück. Nun erinnerte ich mich auch eines Wortes, das mir während meiner Jugendzeit ein frommer Priester gesagt: „Nimm in all' deinen Anliegen deine Zuflucht zur Mutter Gottes, und du wirst sehen, es wird dir gut gehen!“

Möchte doch meine einfache schlichte Erzählung dazu beitragen, bei recht vielen das Vertrauen zu Maria, der Zuflucht der Sünder, zu wecken und zu fördern. Dieser Gedanke allein bewog mich, sie in diesem Missionsblättchen zu veröffentlichen; auch wollte ich damit ein früher gemachtes Versprechen erfüllen.

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Klemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Georg und seine Mutter nahmen mich nun mit nach dem Schlosse und trösteten mich mit vielen freundlichen Worten, besonders Georg; der war seit meines Vaters Tod viel ernster und gesetzter geworden. Er sah seine Liebe zu mir als meine einzige Hilfe an und als alles, was ich in der Welt zu hoffen hatte; so wollte er denn auch mein Schicksal so freundlich machen, als in seinen

Kräften stand und strebte immer mehr, wie er mir gütig und treu erscheinen sollte.

Mein Vater ward am folgenden Tag neben meiner Mutter im Kloster begraben. Georg und seine Mutter

das Bäumchen steht. Ich sah mich rings in der Gegend um und empfand vieles, was ich vorher nie empfunden hatte.

Ich dachte an die Zeit, da ich als Kind Georg und

seine Mutter zum erstenmale im Walde gefunden hatte, da ich Heilkräuter suchte für meine sterbensfranke Mutter. Ach, wie viele Jahre sind seitdem schon hingegangen! Damals verstand ich das Leid der anderen Menschen noch nicht; jetzt zähle ich zu den Erwachsenen, die den Schmerz wohl verstehen, wenn ein lieber Freund von ihnen scheidet. Wie oft ist der Frühling vergangen, seit ich lebe, und ich kann mich kaum eines einzelnen Frühlings erinnern; ich weiß nur, daß es Frühling war, wenn die Bäume blühten und die Welt freudig wurde. O weh, jetzt spiele ich nicht mehr vor meines Vaters Hütte, hier stehe ich und bin allein und muß weinen, ach, bitter weinen! — Wo wird mein guter Vater nun hingetragen? Wo geht all' das Leben hin, all' die Lust? — So ward ich gar traurig und hatte ganz die Hoffnung verloren. Ich sah, wie Georg mit seiner Mutter den Berg hinanstieg, und wie die Klosterherren in ihren weißen Kleidern aus dem Walde heraustraten und meinen guten Vater in dem Sarge aus der Hütte trugen. Da streckte ich wohl die Arme aus gen Himmel und weinte sehr, auch hörte ich sie noch lange im Walde ihre heiligen Lieder singen.

Es war abend und still; die Sonne ging unter. Im Tale war es schon dunkel, nur über unserer Hütte und im Walde lag noch der helle Schein. Da dachte ich, wie mein Vater mit mir gesprochen, als die Wallfahrt die

Lahne hinabfuhr, und wie er des Menschen Leben mit der Wallfahrt verglichen und zu mir gesagt hatte: „Der geht gern von der Wallfahrt nach Hause, der seinen Kindern eine fromme Gabe mit bringen kann.“ — Und indem ich dachte, wie er so ruhig und freundlich gestorben,



Mater amabilis. (Nach dem Gemälde von Gabriel Max.)

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

gingen mit zur Leiche, mich aber ließen sie nicht mitgehen, damit ich nicht zu traurig sein möchte. Ich blieb also auf dem Schlosse zurück, und wie sie aus dem Tore hinausgingen, stieg ich auf den höchsten Turm des Schlosses. Sieh, es ist jener weiße Turm dort, worauf

warf ich auch einen Blick zurück auf die Heiligtümer, die er mir zurückgelassen. Ich wiederholte in mir sein Andenken und die sanfte, fromme Unterweisung, die er mir gegeben. Ich sah lange in mein Herz zurück und fühlte mich ruhig und milde.

Dann wendete ich meine Augen ringsum über Berg und Tal, wie der Wald grünte und hoch ragte, wie sich die Wiesen sanft hinabstreckten und mit den gefürchten Aekern abwechselten. Zum Himmel richtete ich sodann meine Blicke ruhig aufwärts und ließ sie mit dem Zuge wandernder Vögel niedergleiten zur Lahne, in der die Wolken noch einmal zu ziehen schienen. Dann blickte ich zwischen den Türmen hinab in den einsamen Burghof, wo ein alter Knappe den Hollunderbusch an dem Fenster seiner Kammer beschnitt und ein lustiges Lied dazu sang. Auf dem Dache trieben sich Tauben in den letzten Strahlen der Abendsonne gurrend umher, unten war es schon dunkel, und die ewige Lampe der Burgkapelle sah rötlich durch das hohe Fenster. Alles das sah ich mit gleicher Ruhe und stiller Liebe an.

Es war mir nicht, als sei mein Vater gestorben; ich konnte an ihn denken, als sei er noch immer zugegen; ja, es war mir, als höre ich ihn noch immer bei seiner Arbeit singen. — In jener Stunde kam ein großer, inniger Glaube an die Güte Gottes und an die Ewigkeit des Lebens in mich. Alles, was mir der gute Vater in kurzen Sprüchen und Winken gesagt hatte, sah ich ausgeführt in seinem Leben; und sein Leben fand ich wieder über der ganzen ruhigen Gegend schweben, aus der mir mein eigenes Herz wie eine freudige Blume entgegenschah. — O da fühlte ich deutlich, was mir mein guter Vater von der Wallfahrt mitgebracht hatte. Er hatte mir das Leben gegeben, die freundliche, gesunde Gestalt, das ruhig schlagende Herz und die stille, betrachtende Seele; denn er hat mir die Schönheit und den inneren Frieden der Natur durch sein stilles frommes Wesen in Geschäft und Andacht näher ans Herz gelegt, daß ich ruhig in sie verwachsen konnte, daß keine Sehnsucht mich wild hinausriß, daß Gott mit seiner Liebe gleich vor meinem Auge stand und mit milder Strenge mir ins Herz sah, welches

rein und züchtig aufgeschmückt war, wie die Kammer einer frommen Jungfrau.

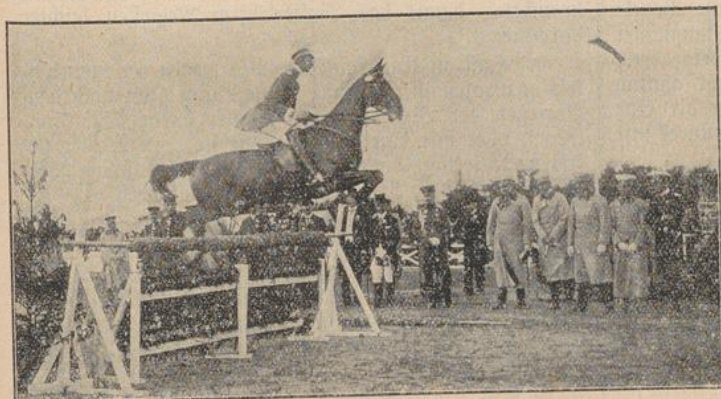
O guter Vater, dachte ich da, du warst ein Bote Gottes, der ihn in einer unschuldigen Seele verherrlichen sollte. Gott sprach zu dir: „Gehe hin und baue mir eine Kirche auf Erden, daß ich meinen Kindern, den Menschen, deutlicher und verständlicher werden möge. Dann will ich sehen, ob du meiner Liebe näher zurückkehrst.“ — Und da hat der gute Vater in ich zurückgelassen, als das Zeichen des vollendeten Werkes und ist wieder zu Gott zurückgegangen. Sein Leben auf Erden aber hat nicht



Mainz: Der Dom vom Markt aus gesehen.

aufgehört; es ist in meiner Seele, und ich will es ruhig fortbauen; ich will fromm und tugendhaft sein, daß er nimmer sterbe. Und wenn Gott dereinst, auch in ich zu sich nimmt, o dann bleibe auch mir ein Leben zurück, ein Ebenbild Gottes und ein Spiegel des freudigen, segensvollen Strahles, der aus dem Glanze des Himmels zur Erde niederfällt und sich im Glauben entzündet. —

Da ich mich so meinen Gedanken überlassen hatte, hörte ich das Glöcklein im Kloster Arnstein läuten, das Zeichen, daß nun mein Vater begraben sei. Schon wollte der Gedanke, ihn nicht wiederzusehen, neuerdings gar schmerzlich mein Gemüt erfassen, als sein guter, treuer Falke, der bei seinem Tode wie ein Pfeil in die Höhe geschossen, plötzlich neben mir niederflog und sich gar freundlich gegen mich bezeugte! — „Guter, treuer Falke“, sagte ich, „bist du etwa auch mit zu Grabe gewesen? Du sollst mich nun nicht mehr verlassen, sondern sollst immer bei mir bleiben!“ Daß mich der gute Vogel wiedergefunden, war mir ein großer Trost. Ich streichelte ihn und nahm ihn auf die Hand, indem ich die Treppe des Turmes hinabstieg.



Der Kronprinz als Sieger beim Hochsprung.

Als ich in den Vorsaal gekommen war, begegnete mir der alte Knappe, den ich im Burghof hatte singen hören. Er wollte eben zu mir heraufkommen. Da er mich kommen sah, sprach er: „Verlangt ihr etwas von mir, Jungfrau? Ich glaubte, ihr hättet mich gerufen. Wir sind allein auf dem Schlosse.“ Da er aber den Falken erblickte, sprach er: „O ihr habt wohl mit eurem Vogel

gesprochen! Ich kenne ihn gar wohl; es ist der edelste Falke im ganzen Land!" Dann nahm er den Vogel und liebte ihn sehr und hatte viele Freude an ihm.

"Liebe Jungfrau," sprach er weiter, "ich habe euch gar klein gesehen, da ihr noch nicht lange auf der Welt waret; nun hat sich viel geändert. Wenn ihr wollt mit mir hinab in meine Kammer kommen, bis Herr Georg und die Schloßfrau zurückkehren, so tut ihr mir eine Freude. Die Zeit wird uns beiden rascher vergehen, und eure Traurigkeit wird nicht so bitter sein in meiner Gesellschaft; denn ich war ein gar guter Freund eures seligen Vaters, und es ist tröstlich, die Tugenden der Menschen zu betrachten, die ihren Lohn schon empfangen haben."

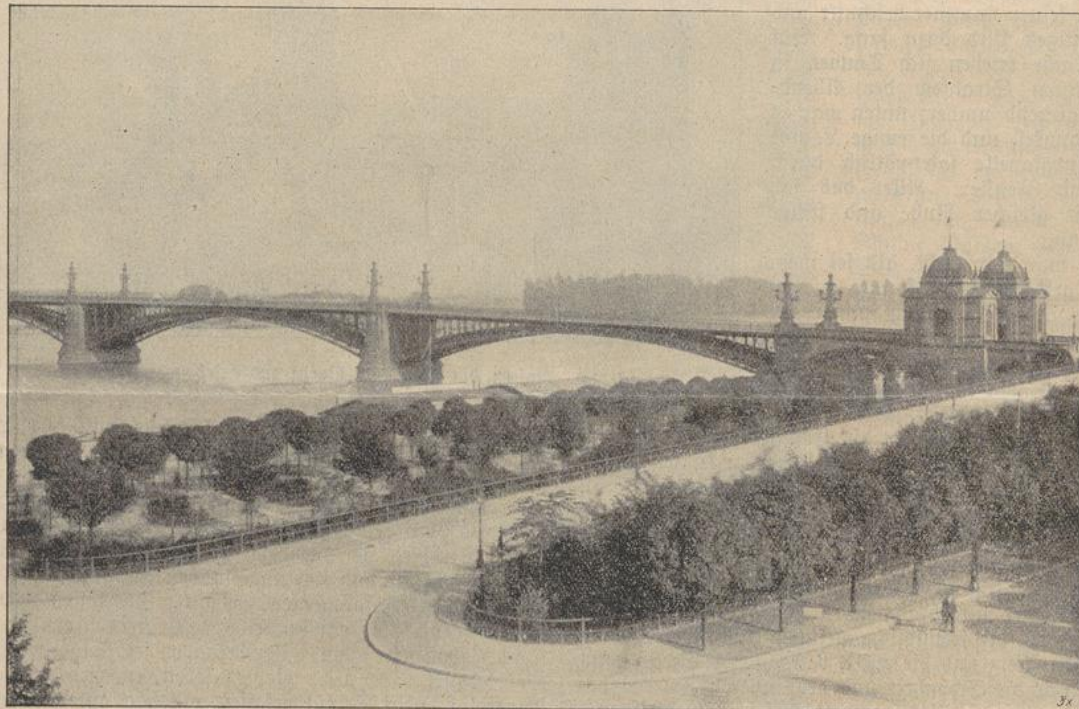
Nach ging dann mit ihm hinab in sein Stübchen, das dicht neben der Schloßkapelle lag, denn er war mir mit

Sieben Regeln für den Zimmergarten.

Wer keinen Garten besitzt, hält sich wenigstens gern ein paar Blumentöpfe in seinem Zimmer. Will er aber an den Kindern Floras Freude erleben, so muß er sie auch richtig behandeln und vor allem die nachstehenden sieben Hauptregeln beachten, die das A und O der Blumenzucht im Zimmer bilden.

1. Wähle dir nur solche Topfpflanzen aus, die etwas vertragen können und leicht blühen. — Der Gärtner geht dir dabei gern mit Rat zur Hand.

2. Sorge dafür, daß das Wasser guten Abfluß hat, wenn gegossen ist. Zu diesem Zwecke tut man in den Topf, nachdem man das Loch unten mit einem größeren Scherbenstück bedeckt hat, wenigstens 1 Zoll hoch kleingeschlagene Scherbenstücke und dann erst die Erde darauf.



Die Rheinbrücke zwischen Kastel und Mainz.

seinem ehrlichen Gesicht und seinen weißen Haaren eine vertrauenerweckende Gestalt. Wie er so langsam vor mir herging, sprach er immer vertraulich mit dem Vogel: „Ja, lieber Falke“, sagte er, „bei mir geht es langsamer als bei dir; ich kann kaum mehr gehen, geschweige denn fliegen. Aber auch bei dir wird es einmal ähnlich kommen. Drum sei hübsch brav, daß man dir eine Stange aufsteckt und die Speisen nahestellt, wenn es mit den Flügeln nicht mehr recht voran will.“

Dabei war der gute Mann gar lustig und freundlich, und ich hörte ihm gerne zu, wie er kindlich mit dem Vogel seine Freude hatte. In seiner kleinen Stube war es sehr ordentlich und traulich. „Seht Jungfrau“, sprach er, „da wohne ich und habe den lieben Gott recht zur Hand; denn da nebenan ist die Kapelle. Es ist etwas armseliges um einen alten Mann ohne Frau und Kind; wenn er sich nicht recht zu Gott hält, ist er verlassen.“

(Schluß folgt.)

3. Gib den Pflanzen, die du im Zimmer halten willst, eine leichtere, sandigere Erde, als sie im Freien brauchen, damit das Wasser beim Begießen leichter durchdringt.

4. Hast du Unterjaskeller, was wegen der Reinlichkeit anzuraten ist, so mußt du sie einige Zeit nach dem Begießen der Blumen, wenn Wasser darin steht, ausleeren, oder mit einem Schwamme sie vom Wasser befreien. Unterläßt du es, dann stehen die Blumen fortwährend in einer Art Sumpf und verkümmern.

5. Halte deine Blumen vom Staube rein. Im Sommer ist's leicht; man braucht sie nur zu überbrausen oder in den Regen zu setzen; aber im Winter muß es auch geschehen. Kannst du sie nicht übertauchen, so müssen die Blätter von Zeit zu Zeit einzeln mit einem Schwamme abgewaschen werden. Die kleine Mühe darf man nicht scheuen.

6. Gib deinen Blumen möglichst viele frische Luft, selbst im Winter; nur mußt du acht geben, daß dann die

Temperatur im Zimmer nicht tiefer als auf 8 Grad über Null sinkt. Ohne frische Luft gedeihen die Blumen so wenig wie die Menschen.

7. Bringe deine Blumen so nahe wie möglich an die Fenster und halte diese fortwährend hell und rein. Das Licht ist die Seele der Pflanzen; also Licht, Licht so viel als möglich!

Im allgemeinen behalte man die Pflanzen nicht länger im Wohnzimmer, als nötig ist, sie vor Kälte zu schützen, oder während der Blüte. Im Sommer befinden sie sich vor dem Fenster auf einem Blumenbrett am besten.

Von der Treue im Kleinen.

In dem leider zu wenig bekannten, eine Fülle von Lebensweisheit in schöner poetischer Form enthaltenden Werke „Laienbrevier“ von Leopold Schefer gibt der Verfasser an einer Stelle die folgenden, so beherzigenswerten Lehren:

„Die kleinste Sache kannst Du gut verrichten,
Die kleinste schlecht! — Aus lauter kleinen Dingen
Besteht der Tag, bestehen alle Tag', besteht das Leben;
An jedes weide Du Dein ganz' Gemüt,
Die ganze Seele, alle Lieb' und Treue.“

Im Anschlusse daran gedenken wir jener frommen Magd, von der uns die Bibel erzählt, daß ihr die Verheißung zuteil ward: „Sie ist über Weniges getreu gewesen, ich will sie über Vieles setzen.“ In der Gegenwart, wo so viele Frauen davon träumen, große Pflichten zu erfüllen und große Dinge in der Welt zu leisten, hört man leider oftmals die Meinung äußern, daß das hauswirtschaftliche Schaffen und Wirken daheim für die gebildete Frau zu unwürdig und kleinlich sei. Und doch ist es die schönste Aufgabe für eine edle, pflichtgetreue Frau, alle die einzeln so geringfügig erscheinenden Obliegenheiten, von denen aber doch das Glück und Wohlbehagen der Ihrigen vor allen Dingen abhängt, gewissenhaft zu erfüllen. Treue im Kleinen soll jede Mutter ihre jungen Töchter lehren und ebenso ihre Dienstboten dazu anhalten. Sie selbst muß natürlich allen mit gutem Beispiel vorangehen, dann werden Dank und Liebe ihrer Angehörigen ihr zuteil werden und ihr Heim immerdar eine trauliche Stätte der Sauberkeit, Behaglichkeit und des gesegneten Friedens sein.

„Wer im Kleinen treu,
Jeden Morgen neu,
Dem bleibt fern die Neu',
Und des Höchsten Gnade
Segnet seine Pfade!“

Das größte Bauwerk der Erde ist bekanntlich die „Chinesische Mauer“, die gegenwärtig auf ihrer ganzen 2450 Kilometer betragenden Länge von dem englischen Geographen William Edgar Geil bereist wird. Es dies die erste Forschungsreise dieser Art, welche bereits zu der Aufsehen erregenden Entdeckung eines bisher unbekannten Zwergvolkes geführt hat. Der Gelehrte trat nach mannigfachen Studien im Innern Chinas seine Expedition am 1. Mai 1908 an und verfolgt die Mauer von ihrem Anfang, der sich direkt am Meeresufer bei der kleinen Stadt Schanhaitwan befindet. Hier begann vor 2100 Jahren die Arbeit an dem gewaltigen Werk, das zunächst in drei Teilen durchgeführt und später zu einem Ganzen verbunden wurde.

Ein uralter Denkstein bezeichnet noch heute den Beginn der Arbeit. Kaiser Tschin vollendete das Werk mit einer Arbeiterarmee von 300 000 Menschen. Damit war eine mächtige Schutzwehr gegen die mongolische Ueberflutung gezogen. Die Mauer ist durchschnittlich

16,5 Meter hoch, unten 8 und oben 5 Meter breit und wird von zahlreichen Türmen und vielen Tempeln und Toren unterbrochen. Wie erwähnt, zieht sie sich in einer Länge von fast 2500 Kilometer der Grenze entlang über Täler, Hügel, Berge hinweg; sie überbrückt die schaurigsten Schluchten, die Ströme und Flüsse, geht durch jetzt fast unzugängliche Wälder hindurch, durch die herrlichsten Landschaften und ödesten Stappen, und sie ist überall jetzt dem Verfall überlassen.



Der neue Bischof von Münster
Felix von Hartmann.

Wachholderjaft oder Mus. Auf 1 Liter Beeren nimmt man 4 Liter Wasser und kocht die Beeren weich. Das Mus wird nun ausgedrückt und der Saft mit Zucker oder Honig langsam bis zur Syrupdicke eingekocht. Dieses Mus (Roob Juniperi), das gut schmeckt, rate ich Kindern an, wenn sie nach Erkältung nicht harnen können. In Waldgegenden Deutschlands und Oesterreichs (Schlesien, Böhmen usw.), wo es viele Wachholderbeeren gibt, wird viel Wachholdermus bereitet und anstatt Butter auf Brot verspeist.



Der erste weibliche Bäckerlehrling
in Oesterreich.

Kindern kann nicht frühe genug eingeprägt und vorgelebt werden: „Vergeßlichkeit gibt es nicht bei Liebe und Pflichttreue.“ In kleinen Dingen müssen sie Größeres lernen, um im Leben als zuverlässige Menschen zu bestehen. Man erziehe sich und die Seinen zur Pflichterfüllung, zur Treue auch in den kleinsten Dingen, und das Leben in seiner ganzen Höhe und Schönheit wird uns seine erhabensten Güter schenken: Zufriedenheit und Seelenruhe.

Die Kreuze unruhiger Voraussichten sind Blicke hinaus über den Bereich der Anordnung Gottes. Man sieht da ohne jene Salbung, die zur geduldigen Ertragung befähigt; man sieht sogar mit einer Art Unglauben, der die Gnade entfernt.

Schließen wir deshalb unsere Augen für das, was uns Gott verbirgt und in den Schatzkammern Seines Rat schlusses zurückbehält. Die Kreuze des gegenwärtigen Augenblicks bringen immer ihre Gnaden mit sich und folglich ihre Linderungen, wodurch man die Hand Gottes sieht, die sich zu fühlen gibt.

Genelon.

Mariannhiller Missionskalender 1912.

Unser diesjähriger Kalender ist überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen lehrreichen Erzählungen. Wir erwähnen davon nur „Kassische Heiratsgesetze“, „Die Schwiegermutter unter den Zulus“, „Gerettet in höchster Not“, „Der kleine Zeitungsträger“, „Ein unerhörtes Kunstwerk“, „Herstellung des Geldes“.

Dem reichen Inhalt entspricht der Bilderschnitt. Außer einem prächtigen Farbenbild enthält er über 80 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Schaffens und Wissens, darunter 20 Vollbilder.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Gottes reichsten Segen allen, die sich der guten Sache annehmen!

Der Kalender ist von den im Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pfg., für Österreich-Ungarn 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Briefkasten.

Schwester Engelberta benachrichtigt Fr. M. A. in der Schweiz, daß die schönen Jaden richtig in Genshochau angekommen sind, und sagt dafür ein herzliches „Vergelt's Gott!“

Ein passendes Geschenk für unsere schwarzen Arbeiter am Kirchenbau wäre ein starkes neues Hemd. Bekäme jeder von ihnen (es sind z. B. 15) eine Mark, so könnten sie sich selbst etwas Passendes kaufen.

M. M. Weiß auf Ihre Anfrage keinen bessern Rat als das Wort des Herrn bei Matth. 5, 40: „Will jemand mit dir rechten und dir deinen Rock nehmen, so laß ihm auch den Mantel.“

Krumbach. Betrag erhalten. Eimerich. Freimarken erhalten.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Geiselbach, Burgau, Königshofen, Dörlsberg, Oberseebach, Stepperg, Heimentkirch, Laabu, Ghetkirchen, Gagnan, Reichentkirchen, Rimmels, Wangen, Horneck, Rodern, Medebach, Krst, Nachen, Herne, Roswendel, Dinklage.

Dankfagungen

gingen ein aus: Bogenhofen, Domechan, Mähren, St. Marien Ob.-Deisterreich, Vitz, Graz, Steiermark, Parschnitz, Böhmen. Dem hl. Herzen Jesu, Maria und Joseph für glücklichen Verlauf einer Operation.

Fr. E. Et., Zug. Innigsten Dank dem hl. Vater Joseph für guten Verlauf eines Geschäftes und glücklichen Ausgang einer Prozeßangelegenheit.

Tausend Dank der alleri. Jungfrau Maria und dem hl. Joseph für Hilfe in verschiedenen Anliegen. Geht doch alle zu Joseph!

Aus S. Nach einer Novene zum Jesukind ward mir in einem schweren Anliegen geholfen.

F. R. in E. Auf die Fürbitte des hl. Judas Thadd., des hl. Franz Xaverius und des hl. Antonius von Padua habe ich Erhöhung gefunden.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Oberursel, Dörlsberg, Motten, Wilburgstetten, Dürrnast, Acholshausen, Heimersheim, Roswendel, Herne Zmal, Gollern, Königstetten, Weng bei Altheim, St. Pölten, Bogenhofen, Rabitz, Wobjern bei Steyr, Bennis in Tirol.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Kreisbuches sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Rosina Noos, Weidenthal. Anton Wörle, Freiburg. Dorothea Messelberger, Unterpleichfeld. Anna Maria Benzling, Mues. Kath. Dör. Würzburg. Witwe Klein, Eidel. Pfarrer Rieger, Obergriesheim. Johann Stadler, Kleintal. Schwester Eugolina, Dossenheim. Euphrosina Tiel und Maria Arnst, Mehlach. Johann und Theresia Enderle. Philipp Pfeifer. Paulina Baumgartner. Maria Anna Huber, Reichenau. Rosa Rogg, Zinnenstadt. Elisabeth Eicher, Kaiserslautern. Veronika Sauerwein, Schippach. Seb. Lindhuber und Kathi Huber, Wurmsquid. Ursula Lindermeier, Münden. Rosine Spindler. Josef Mayr, Eßsheim. Katharina Huber, Hohenlinden. Leopold Heny, Oberndorf. Margareta Schanagl, Zirkelreuth. Maria Zeißner, Schwemmelbach. Johann Wächter, Affenstadt. Babette Speer, Theuern. Franz Wunderlich, Mergentheim. Rosina Bader und Valentin Bach, Distelhäusen. Rosina Wiedemann, Ebrachhofen. Ludwig und Maria Schabel, Theres Kling, Nasdorf. Pfarrer Becker, Werl. Pfarrer Peil, Brühl. Witwe Kirchhoff, Paderborn. Elise Niehues, Damm. Margaretha Kalkmann, Graß. Elisabeth Groß, Elz. Maria Sibylla Büß, Barmen. Martin Wolf, Floisdorf. Wilhelm Schneider, Barmen. Maria Wagner, Irrel. Maria Drees, Barrelnbach. Maria Hörsken, Oberhausen. Peter Schmitt, Jhn. Franz und Katharina Diisch, Feuerstcheid. Joh. von der Weiden, Rölln-Mippes. Hubert Trauthmann und Ferdinand Schmitz, Eschweiler. Kath. Richter, Belmebe. Kath. und Gertrud Ahrend, Milte. Josef Schiefer, Mülheim (Rhein). Jakob Nöttgen, Oberkassel. Frau Große, Weßrich. Agnes Bohn und Frau Jakob Biss, Eupen. Johann Heller, Amerika. Katharina Bohn, Eupen. Katharina Brechen und Alexander Erben, Eberen. Schw. M. Johanna, Priorin, Gils. Anton Weinhappel, Graz. Wilhelmine Meßner, Ober-Praunitz. Ottilia Tenschert, Ottensheim. Josef Thaler, Kreßbach. Johann Brandtner, St. Ruprecht a. d. Raab. Josefa Baier, Straden. Michael Auer, Feldbach. Andreas Stampf, Agnes Mischer und Maria Schuster, Ruden. Franz Bischof, Chroßau. Clemens Hüßka, Wien. Fr. Spazinth Flarer, Brigen. Veti Lastowitsch, Wartberg. Theresia Bierbacher, Weiz. Florian Färntratt, Gschmaier. Hilomena Jech, Naggal. Vater M. N., Birgen. Joseph Stratmann, St. Helena, Nebr. Elizabeth Schall, Petersburg, Nebr. Franz Otter, Clayton, Kan. Anna Degenhart, Buffalo, N.-Y. Magdalena Sedlmayr, Capville, Wis.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.